

EVRIENT-UND-HOFFM<

PARTIAL TITLE

11 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59



777

99 999999999999999999
11 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59


THE LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF
NORTH CAROLINA



ENDOWED BY THE
DIALECTIC AND PHILANTHROPIC
SOCIETIES

PT2521
.S96
D4
1873 Bd.2





Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of North Carolina at Chapel Hill

Devrient und Hoffmann

oder

Schauspieler und Serapionsbrüder.

Künstler-Roman und romantisches Zeitbild

von

Robert Springer

(Verfasser von „Gräfin Sichtenau“).

Zweiter Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.



Berlin, 1873.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Aufgeschnittene und beschmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Q. H. 0. PT 2521
596
D4
1873
Bd. 2

Devrient und Hoffmann

oder

Schauspieler und Serapionsbrüder.



Künstler-Roman und romantisches Zeitbild

von

Robert Springer

(Verfasser von „Gräfin Lichtenau“).

Zweiter Band. LIBRARY
UNIVERSITY OF NORTH CAROLINA
CHAPEL HILL

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.



Berlin, 1873.

Druck und Verlag von Otto Sanke.



Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
1. Capitel. Der Würgegel der Liebe	1
2. „ Der Pessimist und der Pythagoräer	20
3. „ Callot-Hoffmann auf der Altenburg	49
4. „ Schauspieler und Burschenschaftler	69
5. „ Die Männer des Volks und die deutsche Jugend	91
6. „ Planmann's Anstalt	113
7. „ Der Turuplag in der Hasenhaide	123
8. „ Hoffmann in Dresden	151
9. „ Der Meuchelmord in den Ardennen	166
10. „ Paris und Hamburg	186
11. „ Sie hat einen Andern genommen	225

Erstes Capitel.

Der Würgengel der Liebe.

Bruno besuchte jetzt oft das Predigerhaus in Blasdorf und brachte dort manchen Abend zu. In der Familie des Barons entbehrte man ihn ungern, aber die gnädige Frau, die durch ihre Berichterstatteerin, Frau Kubo, stets auf dem Wasserpiegel der Thatfachen erhalten wurde und auch von dem zarten Verhältnisse Kunde erhalten hatte, machte nur einige Male schalkhafte Anspielungen auf den Magneten in Blasdorf. Wenn er über einen freien Nachmittag zu verfügen hatte, so stand ihm ein Reitpferd zum Gebrauche frei, denn der Baron war kein leidenschaftlicher Reiter, benutzte daher selber seine Pferde zu wenig und sah es nicht ungern, wenn Bruno, der

gut ihm Sattel saß und die Zügel mit leichter Hand führte, seinen Leibgaul zuweilen in Bewegung setzte.

Dem jungen Manne war dazu jedes Wetter genehm; ja, er hatte merkwürdiger Weise sogar eine Vorliebe für stürmische und regnichte Tage. Im Pfarrhause hatte man dies längst gemerkt und Frau Krigar, wenn sie des Morgens an das Fenster trat und einen besonders düsteren und wolkigen Himmel erblickte, pflegte schon vorher zu verkünden: „Heute Nachmittag wird uns Herr Bruno mit seinem Besuche beehren.“

Es währte nicht lange, so erhielt Bruno einen Begleiter auf seinen Wanderungen. Sein Freund Helwig traf ganz unerwartet auf Besuch ein. Er war bereits beim Rügower Corps eingeschrieben und sollte binnen vierzehn Tagen eintreten. Seine Absicht war, diese letzte Zeit der Ungebundenheit in der Gesellschaft seines Freundes zu verleben; im Grunde verband er damit noch einen andern Zweck: er wollte Bruno selber zum Aufbruche antreiben und durch seinen Besuch auf den Baron einzuwirken suchen, der,

wie er r e erfahren hatte, noch immer von einer so schnellen Lösung des Vertrags nichts hören wollte. Hatte er doch schon auf dem Wege von Gera nach Jena seinen Freund auf einen solchen executorischen Besuch vorbereitet!

Es sei keine Zeit zu verlieren, setzte er dem Baron bei Tische auseinander. Preußen hatte lange gezögert, sich mit den Russen zu verbinden; während dieser Stillstandsperiode aber war Bülow von Königsberg aufgebrochen, an der Weichsel hatten Kämpfe zwischen Russen und Franzosen stattgefunden; inzwischen waren auch die leichten Truppen Wittgenstein's über die Oder gedrungen. In diesem Wirrwarr betrieb Preußen seine Rüstungen, stellte Rekruten, Pferde und Kriegsstoff und rüstete Freiwillige aus.

Als Helwig seinen Freund zum ersten Male nach Blasdorf begleitet hatte, sagte er auf dem Heimwege in seinem schroffen, halb sarkastischen Mentortone zu ihm: „Es ist Zeit, daß Du fortkommst, mein Junge; hüben steckst Du in den seidenen Fesseln der

Aristokratie; drüben wirst Du von sanften Prediger-täubchen umgirt. In solchem Falle macht sich ein kluger Bursche aus dem Staube, und wenn er sich in den Kugelregen flüchten müßte.“

Nach wenigen Tagen aber schien sich der sonderbare Gast selber von dem friedlichen Kreise in Blasdorf angezogen zu fühlen; er nöthigte Bruno fast jeden Abend, mit ihm hinüber zu gehen, und trat, wenn Jener abgehalten wurde, den Weg allein an.

Jener Kreis hatte sich noch durch einen Besuch von außerhalb vergrößert. Des Predigers Schwager, der als Schulmann in Hamburg lebte, war eingetroffen. Die Kriegsläufe hatten ihn genöthigt, seine Unterrichtsanstalt aufzugeben, sich auf Privatunterricht zu legen und sich den wohlhabenden Pensionsvorstehern, welche vermöge ihrer Geldmittel die Rückkehr günstigerer Verhältnisse abwarten konnten, unterzuordnen. Die Anstalt, welcher er mit Mühe und Fleiß vorgestanden, und auf die er die Zukunft seiner Familie zu gründen gehofft hatte, sah er nun plötzlich zu seinem tiefsten Schmerze in Nichts zer-

stoben. Der Mann sah gebeugt aus und wiederholte oft die bittere Aeußerung, daß ihm bisher im Leben Alles fehlgeschlagen sei. Vielleicht war er nach Blasdorf gekommen, um sich in dem Kreise theilnehmender Verwandter zu trösten und aufzurichten; vielleicht war es ernstlich gemeint, wenn er erklärte, er sei in der Absicht gekommen, Agnes auf einige Zeit nach Hamburg zu entführen; seine Frau sei in Folge der letzten Ereignisse trübselig geworden und bedürfe einer jüngeren heiteren Gefährtin.

„Ich weiß, daß Du Dich bei uns heimisch fühlen wirst, Agnes,“ fügte er hinzu, „denn Du liebst ja Deine Tante fast in gleichem Grade wie Deine Mutter und sie hat Dich ja in Deiner frühesten Kindheit auf ihren Händen getragen.“

Agnes widersprach ihm nicht, denn die Tante Anna Wendtland hatte ihr stets als eine liebe Erinnerung, als ein Muster weiblicher Sanftmuth und Herzensgüte vor Augen geschwebt. Sie war einer Einladung auch nicht abgeneigt; ihr Vater hatte jedoch dagegen einzuwenden, daß man nicht wissen könne,

einerseits welche gefahrbringenden Ereignisse in der Folge noch in Hamburg stattfinden könnten, andererseits welche Drangsale dem westlichen Deutschland drohten und ob nicht die Anwesenheit der Tochter im letzteren Falle im elterlichen Hause wünschenswerth oder gar nothwendig sein würde. Man müsse sich, schloß er, halb nachgebend, die Sache erst reiflicher überlegen und der Schwager möge es sich noch einige Wochen in seinem Hause behagen lassen.

Wendtland spielte gern Karten und wenn Helwig eintraf, war auch der dritte Mann zu einer Partie gefunden. Letzterer erwies sich jedoch nur in der ersten Zeit als guter Spieler; allmählig wurde er zerstreut und gab dem Prediger Anlaß zu häufigen Berweisen und Klagen; der sonst so gemüthliche und sanftmüthige Mann konnte sogar, wenn man es im Spiele nicht recht machte, ärgerlich und unangenehm werden. In Folge dessen erklärte Helwig, der niemals viele Umstände machte, er würde sich fortan gar nicht mehr an den Spieltisch setzen. Dessenungeachtet stellte er seine Besuche nicht ein, sondern erschien noch öfter als zu-

vor und fand sich nicht selten schon des Vormittags im Pfarrhause ein. Die Predigerfrau mochte ihn gern leiden und auch die Mädchen sahen es nicht ungern, daß der junge Mann sich um ihre Gunst bewarb: Bertha schien von ihm bevorzugt zu werden und ließ es sich gefallen, bis sie gewahr wurde, daß er, wenn Bruno zugegen war, jeden ihrer Blicke mit Eifersucht bewachte.

Bald war eine auffallende Veränderung in seinem Wesen wahrzunehmen. Er wurde einsilbig und mürrisch und benahm sich gegen seinen Freund weniger offen und mittheiljam als früher; das Quartier, welches ihm der Baron gastlich im Schlosse eingeräumt hatte, gab er plötzlich auf und bezog eine Wohnung in dem Gasthause des Städtchens.

Eines Abends wollte Bruno ihn zu einem Besuche nach Blasdorf abholen; er war aber bereits ausgegangen. Bruno kehrte nach dem Schlosse zurück und ließ sich ein Pferd satteln.

Helwig war allein nach dem Dorfe hinüber ge-

gangen, ohne seinem Freunde etwas davon zu sagen, wie er in der letzten Zeit öfters gethan hatte.

Es war ein heiterer Abend, die Sonne im Untergange; ihre röthlichen Strahlen vermieden die grauen Stämme der Tannen und trafen nur die im leisen Abendwinde wehenden Wipfel, in welche die heimflatternden Vögel sich einnisteten. Helwig schritt hastig, in Gedanken vertieft, seines Wegs, ohne auf die Umgebung zu achten. Er kannte bereits jeden Stein, der sich auf dem Wege hervorthat, jeden Hägezaun, jeden Baum, der an der Wegkrümme vortrat, auch den alten Hirten, der strumpfstrickend auf dem Steine saß und ihn, als er vorüberging, grüßte, und den Hund, der ihn früher angebellt hatte, jetzt aber am Wege sitzen blieb und ihm stumm nachschaute.

Helwig traf nur Bertha zu Hause; die Uebrigen waren auf Besuch bei einem Prediger in der Nachbarschaft, wurden aber bald zurück erwartet.

„Sie sehen so bleich und düster aus; sind Sie krank?“ fragte sie ihn in theilnehmendem Tone.

Er befände sich wohl, erwiderte er, unmerklich lächelnd, und setzte sich zu ihr auf das Sopha.

Sie sprachen von gleichgültigen Dingen; dann aber lenkte sich das Gespräch auf die Zukunft, auf den bevorstehenden Krieg und auf Helwigs und seines Freundes nahe Abreise. Helwig wurde jetzt wärmer und beredtsamer.

„Haben Sie sich wohl einmal im Geiste ein Schlachtfeld vorgestellt, Bertha?“ fragte er.

Als er sie so kurzweg bei ihrem Namen anredete, zuckte sie leise in ihrem Innern, wie eine Mimose, bei unzarter Berührung, denn sie hielt ihn nicht für berechtigt, unter der Schale der Förmlichkeit wegzugreifen und an ihrer Seele zu rühren, indem er sie bei dem Namen nannte, den sie bisher nur aus dem Munde ihrer Eltern, Verwandten und Freundinnen vernommen hatte.

„Haben Sie sich ein Schlachtfeld vorgestellt, Bertha?“ wiederholte er; „diese grauenvolle Scene voll Getümmel, Mord, Wuth, Haß, Heldenmuth, Begeisterung und Schmerz? Und haben Sie nicht

Jedem, der dahin sank in dem blutigen Gewühl, gewünscht, daß ihm in den letzten Augenblicken des Leidens vergönnt sei, zurückzudenken an ein holdes Wesen, das ihn mit heiligen Lippen zur Wonne weihte? an ein Wesen, dem er die Liebe seines Herzens gewidmet und gestanden hat?"

Bertha sah ihn betroffen an und senkte dann den Blick, ohne zu antworten.

„O, Geliebte meiner Seele,“ fuhr er mit Heftigkeit fort, indem er vor ihr niederkniete, „gestatten Sie mir das Geständniß, daß Sie die Krone meines Lebens sind, daß Sie wie das Bild einer Heiligen mein Denken und Fühlen, mein ganzes Dasein durchleuchten! Der schmetternde Kriegsruf fordert mich in's Feld; o, lassen Sie mich hoffen, Theure, daß, wenn ich glücklich heimkehre aus dem Kriege für das Vaterland, eine seiner holdesten Töchter mich freundlich willkommen heiße! und wenn mich die Waffe des Feindes niederstrecken sollte, so gewähren Sie mir den beseligenden Trost, im letzten Augenblicke des Todeskampfes zum lichten Himmel emporzuschauen und dort

Ihr Antlitz schön und mild, wie es mir immer erschienen, auf mich niederblicken zu sehen!"

Bertha war bestürzt und gerührt; ihr Busen wogte und indem sie ihre sanften blauen Augen zu dem Knieenden niedersenkte, stahlen sich Thränen unter den Wimpern hervor.

„O Gott, stehen Sie auf!“ hat sie und erhob sich selber von ihrem Plaze.

Diese milde Zerflossenheit ihres Wesens machte den Ungestümen kühner.

„Können Sie mich nicht lieben, Bertha?“ fragte er, indem er ihre Hand ergriff, die sie ihm willig ließ; „hat das Schicksal diese lohende Glut in meinem Herzen entzündet und das Ihrige ganz kalt gelassen? Lieben Sie mich gar nicht?“

Sie legte die freie Hand auf ihr Herz und machte eine leise verneinende Bewegung mit dem Kopfe.

Helwig erblaßte; dann fuhr plötzlich ein bitterer Zug des Unmuths über sein Gesicht.

„Ich konnte es mir denken,“ sprach er und ließ die Stimme sinken; „Sie lieben einen Anderen; — Sie lieben ihn hoffnungslos,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „aber ich bin nicht geeignet, Ihnen Erfaß zu gewähren für Jenen, der an Ihnen vorübergegangen ist, wie ein Blindgeborener an der Wonne der Schöpfung und ein Tauber an den Klängen himmlischer Chöre vorübergeht; nein, nein!“ fuhr er, sich wiederholend und in bitterem Tone fort, „nein, ich bin nicht dazu geeignet.“

Sie entzog ihm jetzt ihre Hand.

„Aber Sie thaten recht,“ sprach er weiter, „daß Sie das verhängnißvolle Wort nicht aussprachen, das Wort des Todes. Es durfte nicht über diese Lippen gehen, deren Wohl laut mich stets entzückte, deren Worte Geist und Seele und Wahrheit athmeten, über diese Lippen, die nur Wonne und Leben spenden sollten.“

Dabei blickte er auf ihren schönen, jetzt im Schmerz verschlossenen Mund und ein unwiderstehliches Verlangen wurde in seiner von Pein und Scham durchwühlten Brust rege.

„O, so besiegeln Sie wenigstens ihre bittere stumme Verneinung mit diesem süßen Munde, nachdem ich mich gesehnt, wie der Verschnittene nach dem Tropfen der Quelle; lassen Sie mich wenigstens eine Erinnerung voll Wollust und Glück aus dieser kummervollen, verzweifeltsten Stunde mit mir nehmen!“ rief er, indem er hastig aufsprang, mit einem Arme ihren Leib umschlang, mit der andern Hand ihren Kopf an sich zog und seine Lippen auf die ihrigen heftete.

Sie widerstrebte erbleichend und wand sich, bis sie, endlich befreit, zurückfuhr.

„Wie können Sie es wagen?“ sprach sie zürnend und mit bebender Stimme.

In diesem Augenblicke ließ sich der nahende Hufschlag eines Rosses vernehmen und der Reiter machte vor der Thüre Halt.

„Da kommt mein Freund, der Würgengel meiner Liebe,“ sagte Helwig; „der unbewußt Glückliche und Bevorzugte!“ setzte er hinzu, indem er an das Fenster trat und dem Absteigenden zuwinkte.

Bertha hatte sich gefaßt und ihre Augen schnell getrocknet. Dennoch fiel Bruno gleich bei seinem Eintritt ihr halb beängstigtes, halb verlegenes Wesen auf. Wie ein Sturm, selbst nach völligem Verstummen, doch noch seine Spuren in der wieder beruhigten und erheiterten Landschaft zurückläßt, so hatte auch das ungestüme Verfahren des leidenschaftlichen Menschen ihre Stimmung getrübt, die ihrer Umgebung stets nur hold und ruhig erschienen war.

Troßdem deutete Bruno diese Veränderung in günstigem Sinne, denn er hatte schon halb geahnt, daß sein Freund wohl ähnliche Gefühle für Bertha hege, wie er für die muntere Agnes. „Er hat die Gelegenheit genüßt,“ dachte er jetzt; „immer war er der Kühnere und Schnellere von uns Beiden und erreichte das Ziel früher als ich.“

„Bitte zu entschuldigen, wenn ich störe!“ sagte er in scherzhaftem Tone beim Eintreten. Dann aber machte er sich in seinem Zartgefühl den Vorwurf, er könnte durch dieses leichte heitere Wort das junge Mädchen oder den Freund in Verlegenheit gesetzt

haben; er nahm daher einen unbefangenen Ton an, schalt Helwig, daß er ihn nicht abgeholt habe und erkundigte sich bei Bertha nach der abwesenden Familie. Es war ein milder Abend und sie beschloffen, einen Spaziergang im Dorfe zu machen; nachdem sie jedoch nur ein Mal in der Lindenallee auf und niedergegangen waren, kam die Predigerfamilie von ihrer Ausfahrt zurück.

Welche Wonne durchbebte Bruno, als er Agnes bei der Hand faßte und ihr aus dem Wagen half; als sie ihm dann in ihrer lieben Unbefangtheit in's Auge schaute und ihr Bedauern aussprach, daß er hätte warten müssen.

Der noch übrige Theil des Abends verlief in der gewöhnlichen heiteren und gemüthlichen Weise. Bertha war ein wenig bleicher als sonst und vermied jedes Gespräch mit Helwig, doch konnte dies Niemanden auffallen; Bruno's Freund zeigte sich aufgeräumter und gesprächiger als sonst und Jener wurde dadurch in seiner Vermuthung über die Scene vor seiner Ankunft noch mehr bestärkt.

Als die beiden Freunde Abschied nahmen, konnte man sich auf baldiges Wiedersehen vertrösten, denn für den Nachmittag des kommenden Tages hatte Frau Kubo eine Einladung an sämtliche befreundete Nachbarn ergehen lassen. Die Gewißheit, sich noch vor Ablauf eines Tages wiederzusehen und heitere Stunden zu verleben, strahlte aus den freudigen Blicken der jungen Leute, als sie sich die Hand zum Lebewohl reichten.

Unterwegs plauderten die beiden Freunde in harmloser Weise. Bruno erzählte auch, daß Karl Sand sich wieder einige Tage in Bamberg aufgehalten hätte; er sei am Nachmittage bei ihm gewesen und habe seine Abreise zur Armee bestimmt auf einen der nächsten Tage festgesetzt.

„Ich werde mit ihm reisen,“ sagte Helwig; „es ist die höchste Zeit.“

„Auch meines Bleibens wird nur noch wenige Tage sein. York hat, wie verlautet, den Oberbefehl übernommen und sich mit seinen Truppen nach Berlin gewendet; Borstell und Bülow haben bei Schwedt

ihren Uebergang über die Oder bewerkstelligt. Lützow's Corps macht sich zum Handeln bereit; Winzingerode hat ihm Kosaken beigegeben; auch treffliche Tyroler Schützen, ehemalige Gefährten Hofers und Speckbacher's, sind eingetroffen und werden an unserer Seite fechten."

Helwig blieb jetzt schweigsam, schien zerstreut und überhörte Manches, worauf Bruno eine Entgegnung erwarten konnte.

"Du schweigst ja ganz still," redete ihn Letzterer endlich an.

"Ich?" fragte Helwig nach einer Pause; „ja, Du hast Recht; ich versenkte mich in Gedanken, grübelte über Leben und Tod und andere Sachen. So eben dachte ich daran, daß es doch auch unsre Brüder sind, gegen die wir mit Feuer und Schwert, mit Pulver und Blei zu Felde ziehen werden; ja die Franzosen, unsre Brüder, unsre Mitmenschen, unsre Ebenbilder; sie, gehezt durch Tyrannei und Weltreichthumschwindel, wir durch Patriotismus, Germanismus, Freiheitsdrang und dergleichen schöne Antriebe. Im Grunde

aber schießt man immer auf seinen Bruder, auf seinen Freund, es kommt nur darauf an, was man sich dabei denkt oder was Einem darüber vorgeredet wird. Ja, wenn wir Beide uns sogar einmal einander gegenüberständen, mit der Mordwaffe in der Hand und ich redete mir ein, was Du auch sagen möchtest, Du wärest mein Todfeind, der mir meine Hoffnung, mein Lebensglück geraubt hätte: ha, mit welcher ingrimmigen Wollust wollte ich Dir die Kugel in das Herz schießen!“

„Halt ein, Unsinniger! was faselst Du?“ rief Bruno mit einem Schauer.

„Nein, nein,“ sagte Helwig „Du bist ein guter Junge, harmlos wie ein Kind, und dabei blind mit offenen Augen.“

Vor der Thüre des Schlosses angelangt, wünschten sie sich gute Nacht.

„Leb' wohl, Du Freund, Du Würgengel!“ sagte Helwig und ging einige Schritte weit.

Dann kehrte er hastig wieder um und warf sich dem Freunde in die Arme, barg sein Angesicht an

seiner Brust und brach in Thränen und heftiges Schluchzen aus.

Es war das erste Mal, daß Bruno seinen Freund weinen sah und er zweifelte nicht, daß ein gewaltiger, schmerzlicher Sturm in seinem Innern tobte.

„Komm' mit mir hinauf,“ bat er, „und schütte mir Dein Herz aus!“

„Nein,“ erwiderte Helwig unter Schluchzen.

„Freund“, sprach Bruno in ernstem herzlichem Tone; „Du mögest mir Dein Leid mittheilen oder verschweigen, so bist Du ja doch überzeugt, daß Du Dich in Freud' und Kummer, zu jeder Stunde an mich anlehnen kannst. Jahre der Jugend verlebten wir in fröhlicher Gemeinschaft; Hoffnungen, Verirrungen und Täuschungen theilten wir mit einander. Wie wir jetzt zusammenhalten, Brust an Brust, Herz an Herz, so sollen die Fäden unserer Seelen in einander geschlungen bleiben; ich werde mit Dir reisen, an Deiner Seite wehnen, neben Dir kämpfen, siegen oder sterben!“

Sie umarmten sich noch ein Mal inniger und schieden.

Zweites Capitel.

Der Pessimist und der Pythagoräer.

„Da kommen sie schon!“ rief Frau Kubo, als sie am nächsten Nachmittage beschäftigt war, ihrem Manne das Vorhemde und das schwarze seidene Halstuch umzulegen. Der struppige Kopf des Ehegatten war bei solchen festlichen Gelegenheiten dann ausnahmsweise gesäubert und geglättet; er fügte sich dann schweigend und geduldig unter die herrschende Hand, doch hatte er, wenn er so vor ihr auf dem Stuhle saß und sich herausputzen ließ, die Miene eines Bulldogs, dem der Maulkorb von seinem Herrn angelegt wird.

So eben hatte sich das Geräusch eines heranahenden Fuhrwerks hören lassen.

„Da kommen sie schon!“ rief Frau Kubo mit einer fast wüthenden Miene und schnürte dabei mit einem energischen Ruck das schwarze Halstuch so fest zusammen, als ob sie die Hinrichtung eines Delinquenten zu vollziehen hätte.

Der Bulldog ließ sich auch diese Marter stillschweigend gefallen, nur traten seine dunklen Glogaugen ein wenig weiter aus dem Kopfe heraus.

Inzwischen war der Wagen angelangt; Frau Kubo warf einen hastigen Blick durch das Fenster und sagte: „Es sind Krigars!“

Das Halstuch war glücklich zu einer Schleife geknüpft; der Amtmann stand auf, warf mit Hülfe der Gattin schnell die Weste und den Rock über und eilte dann zur Hausthür hinaus, um die Gäste zu empfangen.

Der Prediger aus Blasdorf trat mit seiner Familie und dem Schwager Wendtland in das Haus. Alle fühlten sich hier heimisch, als alte Bekannte ohne Zwang. Die Frauen legten ihre Hüte und Umschlage-

tücher ab und schickten sich an, den ersten Redestrom der Wirthin an sich vorüber rauschen zu lassen.

Bald kam auch Strube aus seinem Stübchen herunter, wie immer mit einer langen Pfeife, heute aber mit einem schwarzen Ueberrock und mit steifen Batermördern angethan. Das Schnurrbärtchen, das seit der letzten Predigt üppig emporgeschossen war, machte sich heute besonders bemerkbar, da die wetteifernden schwarzweißen Stoppeln, welche sich sonst auf Wangen und Kinn blicken ließen, sorgfältig wegrasirt waren.

Die Zahl der Gäste mehrte sich nun schnell. Pastor Bolwitz, der Prediger des Städtchens, den Bruno bei seiner Ankunft im Giebelfenster erblickt hatte, traf mit seiner Gattin ein; der Posthalter nebst Frau und Töchtern; der Oberförster mit seiner netten, munteren jungen Frau; der neu eingetretene Rentmeister, ein ehemaliger Militair, mit seiner älteren Tochter, die in Stelle der verstorbenen Gattin dem Haushalte vorstand; einige befreundete Pächter und Guttsbesizer aus der Umgegend; und außerdem ein

junger Gelehrter Namens Schuppenbrecher, der sich zeitweilig bei einem benachbarten Gutsbefizer, einem Verwandten, aufhielt und in Folge seiner oft wiederholten Besuche mit den bürgerlichen Honoratioren bekannt geworden war.

Letzterer war ein origineller Kopf und wußte sich auch in stolzem Selbstgefühl, das nahe an Ueberschätzung grenzte, eine aparte Haltung in diesen Kreisen zu sichern. Er that, als ob er den Leuten eine besondere Ehre erwiese, wenn er in ihrer Gesellschaft erschiene und wurde eben deswegen aufgesucht. „Je höher Einer auf der Rangliste der Natur steht,“ pflegte er unumwunden zu sagen, „desto einsamer steht er und ist es dann eine Wohlthat für ihn, wenn die physische Einsamkeit der geistigen entspricht. Ein Hauptstudium der Jugend sollte sein, die Einsamkeit ertragen zu lernen, weil sie ein Gut des Glückes und der Gemüthsruhe ist; sie ist sogar der natürliche Zustand eines Jeden; sie setzt ihn wieder ein als ersten Adam, in das ursprüngliche, seiner Natur angemessene Glück.“

Schuppenbrecher hatte sich der Philosophie beflissen, verachtete aber alle Kathederphilosophen vor ihm als Dummköpfe, Flausenmacher und platte Gesellen. Er selber trug sich mit dem Plane zu einem neuen philosophischen System und war bereits mit einigen kleineren Schriften in die Deffentlichkeit getreten. Goethe, mit dem er in Weimar bekannt geworden war, hatte ihn für einen merkwürdigen und interessanten jungen Mann erklärt; er wolle, sagte er, ein Paroli und Sixleva in das Kartenspiel der neueren Philosophie bringen; es müsse aber abgewartet werden, ob ihn die Herren vom Handwerk in ihrer Gilde passiren ließen. Jean Paul verglich seine Philosophie mit einem melancholischen, von steilen Felsen ummauerten See, auf welchem man nie die Sonne erblickt und über welchen kein Vogel und keine Wolke zieht.

Im Uebrigen verhielt sich Schuppenbrecher sehr gleichgültig gegen die Meinungen der Menschen, hütete sich auch, irgend Jemanden zu widersprechen, denn, sagte er, man möge bedenken, daß man Methusalems Alter erreichen müßte, wenn man den Leuten alle ihre

Dummheiten ausreden wollte; auch sei es nicht gerathen, ihre Ansichten gesprächsweise zu berichtigen, denn man könne sie gar leicht kränken aber niemals bessern. Zu viel Werth auf die Meinungen Anderer legen, setzte er hinzu, sei ein allgemein herrschender Irrwahn, insofern es sich nämlich um das eigene Glück handle, und nicht etwa darum, die Menschen zu beherrschen und zu dressiren.

Zu dem neu erwachten Patriotismus seines Vaterlandes stand der Philosoph im entschiedensten Gegensatze, indem er es leugnete, daß die Deutschen das Pulver erfunden hätten, vielmehr die Dummheit für einen Hauptzug ihres National-Charakters erklärte.

Bei allen diesen Absonderlichkeiten war dem jungen Mann eine treue Anhänglichkeit an dem, was er für wahr hielt, nicht abzusprechen und diese Tugend wurde ihm um so leichter, als er sie nur im wissenschaftlichen, niemals aber im gesellschaftlichen Verkehr geltend machte und er überdies seinen Vermögensverhältnissen eine unabhängige Stellung zu verdanken hatte.

„Zeitdienerei,“ sagte er, „läßt sich in jedem Kleide entschuldigen, nur nicht im Philosophenmantel, denn wer diesen angelegt hat, der hat zur Fahne der Wahrheit geschworen und dann ist jede andere Rücksicht schmählicher Verrath.“

Das Aeußere unseres jungen Philosophen war nichts weniger als einnehmend. Er war von untersehter Gestalt, mit einem fast unverhältnißmäßig starkem Haupte. Die Gesichtöformen waren grob und ungesällig zugeschnitten, die Lippen auffallend dick, die Augen nur matt und hinter einer goldeingefassten Brille verborgen; doch lebte in dem gesammten Mienenspiet der unverkennbare Ausdruck einer tiefen, beweglichen und vielseitigen Geistesethätigkeit. Bei dieser Ausstattung allein wäre ihm schon der Beifall der Frauen versagt geblieben, wenn er sich nicht auch noch überdies ihrer Zuneigung durch seine absprechende Rücksichtslosigkeit beraubt hätte. Zu verschiedenen Malen hatte er den physiologischen Satz ausgesprochen, daß das Weib beim Menschengeschlecht ebenso wie bei allen Thiergattungen dem Manne an Schönheit der

Körpergestalt bei weitem nachstehe; auch für gewissenlos und lügenhaft hielt er die Weiber und wollte sie deshalb weder als Vermögensverwalterinnen noch als Zeugen gelten lassen. Seine Abneigung gegen den Ehestand unterstützte er außerdem noch durch eine Stelle aus der Offenbarung Johannis, worin es heißt, die Ehelosen seien die Auserwählten unter den Menschen zu Erstlingen Gottes und des Lammes.

Bruno, der sich mehrmals mit Schuppenbrecher unterredet hatte, war nicht frei von einer Einwirkung dieses seltsamen Geistes geblieben. Bisher hatte er Leben und Welt mit dem Auge der unbefangenen Jugend angeschaut und Beides war ihm erhaben und wunderbar, wiewgleich mit sichtlichen Mängeln behaftet, erschienen. Die Menschenwelt, das Leben der Gesellschaft und das Treiben der Völker zeigte sich ihm als ein höchst ergößliches, zugleich aber belehrendes Schauspiel; die Irrungen, Schwächen und Verbrechen der Menschengattung schienen ihm durch ihre Tugenden, durch ihre geistigen Bestrebungen und Fortschritte reichlich aufgewogen zu werden; die Natur vollends

lud ihn mit jedem Morgensonnenblick zur Freude des Daseins ein und er mochte sich nicht einmal die Zeit nehmen, sich in das Studium ihrer anscheinenden Mängel und Widersprüche zu vertiefen.

So war er selber eine heitere und klare Natur geblieben, in welcher sich die Weltseele fleckenlos abspiegelte. Nun aber erschien plötzlich jener Mann, ihm gleich an Jahren, der eine ganz entgegengesetzte Weltanschauung hatte, der die Natur als eine zufällige Combination verschiedenartiger Kräfte, als ein Werk des Zufalls oder eines bösen Genius ansah, dem aus dem Labyrinth ihrer Gesetze an allen Ecken und Enden das Ungeheuer der schmerzvollsten Zerstörung entgegen grinste, der die Menschen für dumm und schlecht und, was noch schlimmer, für unverbesserlich hielt, jeden Fortschritt und alle Entwicklung in der Geschichte leugnete und der nur Heil erblicken konnte in stolzer und dumpfer Selbstverläugnung, in düsterer Entsagung, in buddhaistischem Pessimismus und Säulenheiligen-Ethik. Wenngleich auch Bruno nicht geeignet war, solcher Weltanschauung und Lehre bereit-

willig entgegenzukommen, so konnte er sich doch nicht verhehlen, daß sie sein sonnig helles Seelenleben ge-
trübt, seine heitere Lebensbetrachtung gestört, sein
sicheres Gottvertrauen erschüttert hatten und daß er
leider seinem Gegner an Gewandtheit und Schärfe in
der Dialektik nicht gewachsen sei. Dennoch fühlte er
sich zu dem gefährlichen Geiste hingezogen, wie der
Waghälfige sich von Felsklippen angezogen fühlt, unter
denen der tiefe Abgrund gähnt.

Bruno konnte sich eines unbehaglichen Gefühls
nicht erwehren, als er in das Gesellschaftszimmer trat
und seine Augen zuerst auf den Pessimisten fielen;
es kam ihm vor, als gehörte dieser absprechende Geist
nicht in denselben Raum, in welchem das Mädchen
seines Herzens weilte.

Frau Kubo hatte die Tische mit Kaffeekannen,
Tassen und dem eigen gebackenen Kuchen belastet und
die ganze Gesellschaft ließ es sich wohl schmecken.
Dann zündeten die Herren die pfälzer, mit amerikani-
schem Deckblatte umhüllten Cigarren an, welche ihnen
der Amtmann freigebig aus seinem eben geöffneten

Kistchen darbot und man rückte die zusammengeschobenen Tische wieder an Ort und Stelle. Aus dem Nebenzimmer ließen sich die Rhythmen eines Walzers hören, den eine der jungen Damen auf dem Pianoforte vortrug.

„Setzt werden die hohlen Köpfe sich an die Spielische setzen, um jedem möglichen Gedanken an ihr nichtiges und klägliches Dasein auszuweichen,“ flüsterte der Philosoph. „Ich schlage vor, daß wir uns bald nach dem Garten begeben und mit einander plaudern; fürerst müssen Sie aber wohl dem Geschlechtsteufel Ihre Huldigungen bringen; eilen Sie denn! hören Sie nicht die verlockenden Klänge des Sehnjuchtswalzers?“

Bruno that, als ob er die letzteren fast höhniſchen Worte überhörte, begab sich aber doch in das Nebenzimmer, wo die jungen Mädchen, in Ermangelung der Kavaliere, auf das munterste mit einander tanzten. Bald hatte er die Geliebte umfaßt und schwebte mit ihr in anmuthigem Reigen durch den ziemlich beschränkten Raume.

Agnes erschien ihm heute besonders reizend. Sie sah im Tanze stets hübscher aus und die lebhafteste rythmische Bewegung der Glieder schien ihrem Naturell, ihren freudejprühenden Augen und blühenden Wangen völlig angemessen zu sein; heute hatte sie sich überdies noch sorgfältiger gekleidet, als es ihr im Hauswesen gestattet war und Bruno konnte zu seinem herzlichen Vergnügen bemerken, daß sie ihren Anzug ebenso einfach wie geschmackvoll gewählt hatte.

Bertha dagegen zeigte sich vortheilhafter in der Ruhe, verrieth auch weniger Neigung zum Tanze als ihre Cousine. Die heftige Bewegung, sagte sie, raubte ihr den Athem und erhitzte sie zu sehr. Man merkte aber leicht, daß die geringe Neigung mehr in ihrem Wesen und Geiste als in ihrer körperlichen Beschaffenheit begründet war.

Auch nach Beendigung des Tanzes folgte Bruno noch nicht der Einladung des Philosophen, denn als Menschenfreund fand er Gefallen daran, die verschiedenen Personen in ihren Eigenthümlichkeiten gelten

zu lassen, zu beobachten und an ihren Aeußerungen theilzunehmen.

Kubo war ergötzlich anzuschauen, wenn er den geistvollen Combinationen seiner Mitspieler trotz allen Bemühungen seines landwirthschaftlichen Verstandes nicht zu folgen vermochte und die häufigen Zurechtweisungen mit einer Armenfündermiene aufnahm. Sein Partner, ein Landmann von derbem Schlage, feuerte ihn unaufhörlich an, wenn er übermäßig lange zögerte, auszuspielen oder zu bedienen.

„Kubo, Kubo! heraus mit der wilden Raße!“ dieser Zuruf wechselte fortwährend mit den stehenden Redensarten, womit der joviale Mann jede Karte, die er auf den Tisch warf, begleitete: „Karauschen mit Maibutter!“ oder „Trefflich schön singt unser Küster!“ oder „Pif-As war ein Hühnerhund!“

Die Raße des Pastors Bolwitz wurde mit jedem Rubber, den er verlor, länger und spitzer; auch der Oberförster zeigte durch sein gedunsenes mürrisches Gesicht, daß ihm die Göttin des Glücks nicht hold war. Der Posthalter dagegen, welcher Stich auf Stich

machte, wurde immer lauter und lustiger und machte kein Hehl daraus, wie innig er sich gaudirte, seine Gevattern abzustrafen.

Bruno machte hier die Bemerkung, daß dieser anscheinend fade Zeitvertreib den Wenigsten der Be-theiligten als eine bloße Unterhaltung galt, daß sie vielmehr einen leidenschaftlichen Ernst damit verbanden und sich vom Spieleifer sogar verleiten ließen, ihre kleinlichen Schwächen, die sie sonst sorgfältig vor der Welt verbargen, unumwunden an den Tag zu legen, und wenn er sah, wie sogar der Pastor Krigar, sonst ein liebenswürdiger und sanfter Mann, wegen eines angeblichen Verfehens eines Mitspielers in Zorn gerieth, so befremdete es ihn nicht mehr, daß das Kartenspiel bei weniger gebildeten Leuten Anlaß zu Schlägereien geben konnte. Völlig unbegreiflich war es ihm aber, daß die Herren nach jeder vollendeten Partie nicht nur das Spiel recapitulirten, sondern auch alle möglichen Fälle und Wendungen berechneten, die es hätte nehmen können, wenn Jener ein Atout

mehr, dieser eine Zehn statt einer Acht, oder der Dritte den Treffkönig anstatt des Coenrbuben gehabt hätte.

Unglücklicher Weise schied der Rentmeister vom Spiele aus und noch ehe sich Bruno retten konnte, war er von ihm beim Rockknopfe erfaßt und festgehalten. Dies war nämlich die Art, wie sich der Rentmeister seine Zuhörer sicherte, wenn er von seinen ehemaligen Kriegsthaten erzählen wollte. Und davon erzählte er immer, bei jeder Gelegenheit, Abends wie bei Tage, zu Wasser wie zu Lande; er gehörte zu den alten eingefleischten Kriegsleuten, die von ihrem Schlachtroß nicht herunter kommen.

Bruno, der seiner Gewalt nicht mehr entrinneu konnte, wollte wenigstens seinen Kriegsgeschichten entgehen und lieber die allergewöhnlichste Unterhaltung über Wind und Wetter pflegen.

„Der Himmel ist heut sehr blau, Herr Rentmeister.“

„So blau war der Himmel damals,“ — der alte Rentmeister blickte, ehe er fortfuhr, im Kreise herum, um sich der Theilnahme zu versichern — „so blau

war der Himmel damals," wiederholte er, „am 25. Junius, als wir unter dem Herzoge von Braunschweig in Coblenz einrückten. Nach kurzer Zeit hatten wir die mit einem festen Schlosse versehene Stadt —“

In diesem Augenblicke gelang es Bruno, seinen Rockknopf frei zu machen und zu einer Damengruppe zu entfliehen, wo die Predigerfrau von ihrem Sohne erzählte, welcher das Gymnasium in Bamberg besuchte und dort erkrankt war.

„Wie geht es Ihrem Sohne?“ fragte Bruno hastig, indem er sich mit scheuem Blicke nach dem Rentmeister umjah, der ihm in der That auf dem Fuße gefolgt war.

„Das Nervenfieber ist glücklich gehoben,“ erwiderte die Gefragte, „mein Sohn ist Gottlob! in der Besserung und es wird jetzt angehen, ihn hierher zu bringen, damit er sich unter meiner Pflege wieder völlig erhole.“

Inzwischen hatte der Rentmeister den Rockknopf wieder und dieses Mal fester gepackt.

„Das Nervenfieber,“ wiederholte er; „ja, das Nervenfieber grassirte damals fürchterlich, als wir in der Champagne standen. Dümourier hatte sich mit Kellermann und Bournonville vereinigt, der König suchte —“

„Kommen Sie doch!“ sagte Schuppenbrecher, der Bruno in diesem Augenblicke als ein Retter erschien und ihn mit sich fortzog.

Draußen im Garten fanden sie den Hauslehrer, der des Hühnerhundes Pifas, der wilden Kaze und der Karauschen mit Maibutter überdrüssig geworden war und dem Rentmeister ebenfalls nicht Stand halten wollte.

Es war ein herrlicher milder Abend und der Pythagoräer befand sich in einer weichen, nachdenklichen Stimmung. Er sprach seine Freude an der Natur aus und pries die Größe des Schöpfers.

Damit kam er dem verbitterten Pessimisten gerade gelegen.

„Ich vermag nicht, von der Natur so viel Aufhebens zu machen,“ sagte er; „indem sie ihre unaussprechlich künstlichen Organismen nicht nur der Raub-

Schopenhauer

lust der Stärkeren sondern auch dem blindesten Zufall und der Laune jedes Narren und dem Muthwillen jedes Kindes ohne Rückhalt preisgiebt, spricht sie aus, daß die Vernichtung dieser Individuen ihr gleichgültig sei, ihr nichts schade und gar nichts zu bedeuten habe. Man sehe nur diese Welt voll bedürftiger Wesen an, die nur dadurch eine Zeit lang bestehen, daß sie einander auffressen und ihr Dasein unter Angst und Noth durchbringen! dann wird man dem Aristoteles Recht geben, wenn er sagt, die Natur sei nicht göttlich sondern dämonisch; es müßte auch ein übel berathener Gott gewesen sein, der sich keinen besseren Spaß zu machen verstanden hätte, als sich in eine solche hungrige Welt voll gequälter Wesen zu verwandeln."

„Im Plane der Schöpfung,“ erwiderte Strube, „hat der Raub sicherlich nicht gelegen, sondern ist erst nach mehreren Revolutionen zur Erscheinung gekommen; wie auch im ersten Buch Moses geschrieben steht, daß am Anfange alle Thiere von den Kräutern und Früchten der Erde lebten. Gott hat die Raubthiere ebenso wenig erschaffen wie die Pest und den

Ausſatz; ſonſt müßte er auch die Todesangſt in ſeinen Plan aufgenommen haben. Die durch Zufälligkeiten verwilderte Natur hat jene Ungeheuer geſchaffen, ohne Abſicht des Schöpfers. Zulezt wurde der Menſch in die Welt geſetzt, um als Ordner zu wirken, aber er hat ſich von dem Uebel fortreißen laſſen, anſtatt es zu vernichten und ſo geſchah es, daß das Lamm vom Wolfe verdrängt wurde.“

„Und weshalb geſtattete der Schöpfer ſolche Combinationen, wenn ſie nicht in ſeinem Geiſte lagen?“ fragte Schuppenbrecher.

„Sie lagen wohl in ſeinem Geiſte aber außer ſeinem Willen,“ erwiderte Strube; „ebenso wie der verbrecheriſche Menſch, der die Raubthiere noch übertrifft, außer ſeinem Willen liegt. Sie führten den Ariſtoteles an; ich berufe mich auf Plato, der da ſagt, das Uebel ſei nicht Gott zuzuſchreiben, wenn man die Gottheit nicht verfluchen wolle. Weſwegen Gott das Böſe nicht verhindert, können wir freilich nicht begreifen, aber wir erblicken überall einen Reflex ſeines Lichtes und gerade darin, daß wir das Böſe dieſer

Welt erkennen und verdammen, liegt ein Beweis von dem Vorhandensein einer Weisheit, die zu unserm Bewußtsein gelangt ist. Der Mensch aber hat das Auge für das Licht verloren, und er darf es nicht wagen, in die Sonne zu schauen, da er anderen Geschöpfen das Leben raubt und ihr Fleisch, nachdem er es abgemartert, in seinen Schoß verschlingt; mit seinen blutbefleckten Händen begeht er einen Frevel, sich das Ebenbild Gottes nennen zu wollen; er, der nur Schmerz säet, kann unmöglich Freude ernten. Das Messer, das er den Thieren in die Brust stößt, gleitet ab und verletzt seine eigene Brust; der Mord der Thiere verwandelt sich in Krieg der Menschen unter einander; sie bewundern die rohe Gewalt desto mehr, je feiger sie sind und hücken sich willig unter die Hand des Tyrannen, der den Tod, den sie fürchten, in großem Maßstabe spendet.“

„Die Lehre von einer fortschreitenden Entwicklung der Menschheit ist thöricht,“ sagte der Pessimist; „Alles was mit der Zeit kommen könnte, ist bereits dagewesen. Zwischen den Völkerheerden Asiens und denen Europa's

besteht weiter kein Unterschied, als daß jene sich wie Heerden leiten, diese aber sich von hochklingenden Phrasen irreführen lassen. So ist es auch mit Eurem jetzigen Franzosenkriege und ich werde mich wohl hüten, mich pressen zu lassen. Das Erdenglück besteht allein in einer völligen Entfagung, womit die Wiedergeburt zusammenhängt und dies ist auch der Geist und Zweck des Christenthums.“

„Nein, o nein!“ rief Strube in Eifer. „Nachahmen sollen wir,“ wie Porphyrius sagt, „nachahmen wollen wir das goldene Zeitalter, nachahmen die Freien! Bei ihnen weilten die Göttinnen der Sitte, der Vergeltung und der Gerechtigkeit, denn sie begnügten sich mit den Früchten der Erde.“

Bruno drückte ihm innig und warm die Hand und während der Pessimist einen Nebenweg einschlug, sprach er recht aus dem Herzen: „Ja, ich bin Ihrer Meinung, die ganz mit den Worten unsers Schillers übereinstimmt. Viele unserer denkenden Köpfe haben es sich angelegen sein lassen, den himmlischen Trieb aus der menschlichen Seele hinwegzuspotten, das Ge-

präge der Gottheit zu verwiſchen. Im Knechtsgeföhle ihrer eigenen Entwürdigung haben ſie ſich mit dem gefährlichſten Feinde des Wohlwollens, mit dem Eigennuße, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihrem begrenzten Herzen zu göttlich iſt. Sie, lieber Strube, haben mir heute Abend viel Glück aufgeſchloſſen," fügte er hinzu; „ich war zweifelhaft geworden an dem Phraſenwerk der Optimiſten, welche dieſe Welt für die beſte erklären und doch das Princip des Böſen nicht weglegnen können; ich konnte mich aber auch nicht befreunden mit der niederdrückenden Anſchauung jenes Peſſimiſten und Seinesgleichen; Sie aber haben mir eine Aufklärung über das Geheimniß der Natur gegeben, Sie verliehen mir das Gefühl des Seelenfriedens, eine Ausſöhnung mit den anſcheinend widerſtrebenden Principien der Schöpfung und eine Erkenntniß der in der Weltregierung vorwaltenden Liebe."

Strube fühlte ſich durch dieſes Geſtändniß beglückt. Er erwiderte den Handdruck und Beide gingen eine Zeit lang ſchweigend in den Alleen des Gartens

auf und nieder, Jeder in seine eigenen Gedanken versenkt.

„Haben Sie schon den Musikdirektor Hoffmann in Bamberg kennen gelernt?“ fragte Strube plötzlich.

„Nein, ich hörte jedoch Viel von diesem seltsamen Mann sprechen; auch Jean Paul erwähnte seiner; er soll ein Universalgenie sein.“

„Das ist er wohl in einem gewissen Sinne; jedenfalls ist er ein höchst origineller Mensch und es lohnte sich wohl der Mühe, daß Sie, nach der Bekanntschaft mit Herrn Schuppenbrecher, auch mit jenem wunderlichen Original in Berührung kämen. Er wohnt jetzt auf der Altenburg. Wie wäre es, wenn wir morgen mitammen hinüber gingen?“

Bruno war gern damit einverstanden, um so lieber, als er bereits mit Helwig verabredet hatte, Karl Sand am nächsten Tage in Bamberg zu besuchen.

Während Strube zu der Spielgesellschaft zurückkehrte, schlenderte Bruno noch den breiten Steg hin-

unter, welcher sich längs des Sees hinzog und in den Schloßgarten einbog.

Der Mond war emporgestiegen und durchwebte Luft und Landschaft mit feinen matten bläulichen Lichtstrahlen und spiegelte auf dem See sein Bild und einen langen gekräuselten Silberstreifen, der beide Ufer wie eine Brücke für Feen mit einander verband.

Bruno hatte den Schloßgarten erreicht und näherte sich dem großen Birnbaume, der seine Zweige weithin dehnte, als wollte er das Lichtbad bis in jeden Winkel seiner Laubkrone dringen lassen. Bei seiner Annäherung erhob sich eine weibliche Gestalt von der Bank und trat ihm entgegen.

Es war Agnes, die der Gesellschaft entchlüpft war, um des schönen Abends zu genießen. Bruno's Herz begann bei ihrem Anblick stürmisch zu klopfen.

Sie hatte beim Schein des Mondes Blumen geblüht und hielt sie noch in der Hand.

Er erbat sich den Strauß und sie reichte ihm denselben.

Einige Augenblicke gingen sie schweigend neben einander.

„Agnes,“ hob er plötzlich, gen Himmel blickend, an; „wenn ich Gott wäre, so würde ich Ihnen keine Blumen bieten; ich würde Ihnen den schönen Stern dort schenken; es ist die Venus.“

Sie lachte.

„Welch' ein wunderlicher Einfall!“ sprach sie.

Er ergriff ihre beiden Hände, die sie ihm willig überließ; dann zog er sie an sich und drückte sie an sein Herz und zerdrückte dabei die Blumen, die armen Opfer des seligsten Augenblicks. Ihre Lippen fanden sich und blieben lange auf einander haften und ließen nur von einander, um sich wieder und wieder zusammenzufinden.

Bruno hatte auf der Universität keusch gelebt; es waren die reinen Erstlingsfrüchte der Jugendliebe, welche Agnes von seinem Munde pflückte — eine holde Gabe, die nur wenigen Frauen für die erste Stunde des Brautstandes bewahrt bleibt; zu ihrem

Glück ahnen sie nicht, daß ihnen nur der schale Abhub vom Göttermahle zutheil wird.

Nur wenige Worte wechselten die Liebenden, einzelne Ausrufe des Entzückens, der Wonne; ihre Seelen waren in einander getaucht und ihre Lippen hatten eine köstlichere Aufgabe zu vollbringen, als Worte zu sprechen.

So wandelten sie, dicht einander umschlingend, unter wechselnden Küssen dem Amtshause zu, bis Bruno die Holde mit einer letzten Umarmung entließ und sie zuerst in das Besuchszimmer zurückkehrte.

Als Bruno eintrat, fand er den Abendtisch gedeckt. Die Männer hatten ihre Spielrechnung abgeschlossen und die Cigarren bei Seite gelegt; man setzte sich zu Tisch.

Bruno war noch in jenem süßen Rausch befangen, in den uns der erste Kuß vom Munde der Geliebten versetzt; er blieb lange Zeit in Schweigen versenkt, bis er endlich zu dem gegenüberstehenden Prediger äußerte, daß er mit Strube einen Besuch bei dem Musikdirektor Hoffmann verabredet hätte.

„Der Mann kann Alles,“ sagte der Prediger, „er componirt Musikstücke, er malt“

„Und er soll auch Gedichte machen und Romane schreiben,“ fiel ihm die Tochter des Posthalters in's Wort.

„Welch ein interessanter Mensch!“ sprach Bruno, zu ihr gewandt; „welch ein erhabener Mensch! Ist ein Dichter nicht erhaben über andere Menschen, ist er nicht deswegen besonders der Zuneigung junger Damen würdig?“

Die niedliche Klara wußte recht gut, daß Bruno sie immer absichtlich mit Gemeinplätzen bedachte.

„Nein, ich mag die Dichter nicht!“ entgegnete sie; „sie zergliedern das Leben, betrachten andere Geschöpfe stets nur als ihr Spielwerk. Alle Bilder des Tages erscheinen ihnen wie Nachtgespenster; überall sehen sie nur Modelle, die sie beschreiben, Leidenschaften, die sie schildern wollen. Wer sich in ihr Dasein mischt, wird das Opfer ihres Eigennutzes, so wie sie selber ihrer Phantasie zum Opfer fallen; aus

ihrer Liebe machen sie ein Buch, um Geld zu verdienen."

Bruno gestand sich im Stillen, daß die schnippische Kleine nicht Unrecht hatte.

Er blickte zu Agnes hinüber, die weit von ihm entfernt saß. Ihre Wangen waren gerötheter, ihr Auge strahlte noch lebhafter und glücklicher als sonst, sie hatte einen heiteren Ton angeschlagen und die Nebenstehenden ergößten sich an ihrer Unterhaltung; dann aber versank sie plötzlich in eine befangene, nachdenkliche Stimmung. Die Liebenden mieden sich mit den Blicken; sie beobachteten jene instinctive Vorsicht, um ihre Liebe nicht zu verrathen und sie vor rauher Berührung zu schützen, ähnlich wie der Vogel sein Nest, das seinen köstlichsten Schatz enthält, den spähenden Augen zu verbergen sucht, — eine Vorsicht, die fast immer bald im Rausche der Leidenschaft außer Acht gelassen wird. Während sie aber ihre Blicke von einander ablenkten, übten sie eine Fühlung der Seelen; Jeder wußte, daß der Andre im Geiste das Bild des

geliebten Gegenstandes vor Augen hatte, an ihn dachte und sich nur mit ihm unterhielt.

Es war nur Ein Wesen in der Gesellschaft, das diesen Seelenaustausch errieth.

Bertha warf zuweilen einen Blick auf die brennenden Wangen ihrer Cousine und schaute dann wieder hinüber auf Bruno's leuchtende Stirn, unter welcher die sanften Augen wie die milde Fackel des siegreichen Liebesgottes hervorstrahlten, und ein schmerzliches Weh zuckte durch ihr Herz, und ein Lächeln bitterer Entsagung schwebte um ihre Lippen.

Drittes Capitel.

Callot-Hoffmann auf der Altenburg.

Am Nachmittage des folgenden Tages gingen die Freunde, von Strube begleitet, ihrer Verabredung gemäß nach Bamberg.

Es war ein heiterer Sommertag, der die herrliche Landschaft in das günstigste Licht setzte. Die sieben Hügel der Umgegend prangten in allen Reizen der süddeutschen Natur und gar malerisch nahm sich die Stadt selber aus, der alte Bischofssitz mit seinem prächtigen Dome im spätromanischen Style und dicht daneben die einstmalige kaiserliche Pfalz, in welcher Philipp von Schwaben den Tod fand durch Otto von Wittelsbach's mörderische Hand. Gegen die grünen

Ufer der beiden Flußarme setzten sich gar anmuthig die weißen Segel der zahlreichen belebten Fahrzeuge ab, welche auf der Regnitz in die Stadt fuhren.

Die Wanderer gingen fröhlichen Muthes an der schönen gothischen Oberpfarrkirche vorüber und schritten über die mittelalterliche Brücke, welche sich unter dem Schwibbogen des auf einer Insel gelegenen Rathhauses erhebt und nach dem rechten Flußufer hinüberführt.

Karl Sand, den sie in seiner Wohnung antrafen, schloß sich ihnen bereitwillig an.

Bald hatten sie wieder das Freie erreicht und erblickten vor sich das Ziel ihrer Wanderung: die herrliche Bergruine Altenburg, den ehemaligen Wohnsitz des Grafen Adalbert von Bamberg, das Gefängniß und Grab des Lombardenkönigs Berengar. Der Hofrath Doctor Marcus hatte die Trümmer, welche eine der schönsten Ansichten in Deutschland bieten, gekauft, die nächste Umgebung mit großen Kosten in englische Anlagen verwandelt und den Freunden der Natur die Gärten und Zimmer geöffnet. Da lag sie vor ihnen mit ihrem hohen Rundthurme und dem kleinen Wohn-

gebäude mit hohem Giebelbache, aus dessen gewölbter Thüre eine hölzerne Pfahlbrücke über das schmale Thal nach dem gegenüberliegenden Hügel leitete.

Der Wirth nahm die Besucher freundlich auf und führte sie, nachdem sie eine kurze Rast gehalten, in den Thurm und in das Zimmer, wo der Babenberger Herzog einst seinen Wohnsitz gehabt hatte.

Hier hatte jetzt der Musikdirektor Hoffmann seine Wohnung aufgeschlagen, der seltsame Mann, der bereits die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu lenken begann. Es waren nicht nur die allgemein geschätzten liebenswürdigen Charaktereigenschaften des Besitzers der Burg, welche unsere Freunde hierher gelockt hatten, sondern vorzugsweise das Verlangen, jenen merkwürdigen Mann kennen zu lernen, der für sie, als Kunstverehrer und ehemalige Sönger Thalia's, einen besonderen Reiz besitzen mußte.

Ernst Theodor Wilhelm — oder auch Amadeus — Hoffmann, aus Königsberg in Preußen gebürtig, war ursprünglich Jurist, hatte in Glogau und Berlin

als Referendarius, in Posen als Assessor fungirt und war in Plozk und Warschau als Regierungsrath angestellt gewesen. Nachdem die Kriegsereignisse seine Laufbahn unterbrochen hatten und mancherlei Versuche, sich in Berlin einen anständigen und seiner Neigung entsprechenden Unterhalt zu gründen, unglücklich ausgefallen waren, hatte er, auf Einladung des Grafen Soden, die Stelle eines Musikdirektor's beim Bamberger Theater angetreten.

Dieser Mann vereinigte mit den ausgezeichnetsten Gaben für seinen juristischen Beruf eine seltene Genialität und ein hervorragendes Talent für beinahe jedes Kunstfach. Ihm kostete es geringe Mühe, in wenigen Wochen das Manuscript zu einem starken Bande zu vollenden, dabei fortgesetzt für die musikalische Zeitung zu recensiren, geistreiche Karikaturen für Baumgärtner und Joachim zu zeichnen, eine Oper zu componiren und auch noch Wandgemälde anzufertigen; in der Zeit, da er in amtlicher Thätigkeit war, wechselte er diese Liebhabereien mit seinen Berufsarbeiten, sobald es erforderlich war, mit der größten Leichtigkeit

und ohne daß ihm auch nur im geringsten Unlust und Zerstreuung anzumerken gewesen wäre. Er war, wie, nach seinem leider so frühen Dahinscheiden, seine Freunde mit bezeichnenden Worten auf seinen Grabstein schrieben: „Ausgezeichnet im Amte, als Dichter, als Tonkünstler, als Maler.“ Als Letzterer hatte er sich schon in Warschau bewährt und dort in unglaublich kurzer Zeit die Zimmer des Maiszelschen Palastes für die neue Sing-Akademie mit den wunderbarsten Darstellungen ausgemalt. Hier in Bamberg hatte er bereits das Casino, das Theater und einen Saal im Hause des Doktor Marcus mit Gemälden geziert und stand jetzt im Begriff, den Thurm der Altenburg mit Wandgemälden, wozu er selber die Cartons entworfen hatte, auszuschnücken.

Die Besuchenden fanden ihn in der Malerjacke und auf einem Gerüste sitzen, eine Flasche Ungarwein zur Seite, im Munde eine braune Thonpfeife mit breiter Bernsteinspitze, aus welcher er dicke Rauchwolken aufsteigen ließ. Er stieg herab und begrüßte sie mit einem kurzen, schnellen Kopfnicken, welches ohne die

damit verbundene freundliche Miene für ironisch hätte angesehen werden können.

Hoffmann war ein kleiner behender aber breit-schulteriger Mann, von gelblicher Gesichtsfarbe, mit dunklem, tief auf die Stirne gewachsenem Haar, fein gebogener Nase und kleinem, zusammengepreßtem Munde, nach dessen Winkeln sich ein sorgfältig gepflegter Backenbart hinzog. Seine Augen waren grau und hatten meistens einen listig blinzelnden Ausdruck, beseelten sich aber, wenn er im Gespräche über Kunst-sachen in Begeisterung gerieth.

Er erklärte, ungemein schnell sprechend, und mit etwas heiserer Stimme die Gegenstände, welche er in seinen Gemälden darzustellen im Begriff war. Das Hauptmotiv bildete die Gefangennehmung des Grafen Adalbert von Bamberg. Das Ganze war außer-ordentlich genial componirt, das bereits Fertige mit großem Fleiße ausgeführt. Unter den gefangenen Rittern erblickte man auch den Maler selber.

Hoffmann stellte seine Arbeit jetzt ein und widmete sich mit Lebhaftigkeit der Unterhaltung. Die köst-

liche Aussicht, welche die Altenburg nach der Nordseite der Stadt über die entzückende Umgegend bot, lenkte das Gespräch auf die Schönheiten der Natur. Hoffmann äußerte sich sehr gleichgültig über solche Reize; der Sinn dafür schien ihm zu fehlen oder die spöttische Seite seines Charakters sträubte sich, eine innige Bewunderung derselben blicken zu lassen.

„O, Gott!“ fiel er den Anderen in's Wort, als diese sich über die unvergleichliche Gegend aussprachen, „o, Gott! welche göttliche Natur! welche bezaubernde Aussicht! welche balsamische Düste strömen mir entgegen! Hören Sie das Flöten Philomelens, das Gepliepe etwelcher andererer Vögel, das Zirpen der Heimgchen! O, Gefner, Matthisson, Uz, Gleim und Du, o mein Schmidt von Werneuchen! Ich habe einen großen Narren an der Natur gefressen!“

Strube sah ihn mit seinen hell leuchtenden treuen Augen bemitleidend an.

„Ja,“ fuhr Hoffmann fort, „mein Lieblingswunsch ist immer gewesen, mich so ganz dem Landleben zu widmen. Ich sehe mich schon in gelben Hosen, auf-

geschnallten Stiefeln, einem grünen Kollet mit schwarz-sammetnem Koller und Aufschlägen und einem runden Hute, auf einem Klepper, im schönen Sommerwetter herumtraben.“

„Ich bin überzeugt,“ entgegnete ihm Strube, „daß Sie sich in solcher Lage viel wohler und glücklicher fühlen würden als Sie sich jemals in unserem städtischen Culturleben gefühlt haben. Woran erinnern uns die Städte als an Verbrechen und Elend? Ihre Triumphbögen sogar verherrlichen eigentlich nur die Missethaten im Großen. Aber die Natur veranschaulicht uns nur die ewige unendliche Größe des Schöpfers und erfüllt uns mit Liebe und Glück. Es giebt keinen innigeren Zusammenhang als der des Menschen mit der Natur, namentlich mit der Pflanzenwelt. In der kleinsten Pflanze erkennen wir den Geist und den Zweck des Schöpfers und erheben mit dieser Erkenntniß zugleich unser sittliches Wesen. Die Farbe, die Form, der Duft der Blüthen und Früchte beleben unser Gefühl. Welch einen labenden Eindruck übt nicht der Anblick des Grünen auf unsere Seele aus! Mit wel-

den wechselnden Empfindungen erfüllt uns die Natur, je nach ihrem verschiedenen Charakter, indem sie uns bald zur Freude, bald zur Ehrfurcht, bald zur Schwermuth, bald zu sinnigen Betrachtungen stimmt! Der Abglanz des Himmelslichtes zu verschiedenen Tageszeiten, der Schimmer des zitternden Mondlichtes oder der Sterne bei dunkler Nacht — welcher Wechsel von Eindrücken im Walde oder auf der Wiese, unter unsern im Winde rauschenden Bäumen oder unter den Blüthen Asiens oder unter den Bäumen Amerika's! welche eine Mannigfaltigkeit, je nach der Verschiedenheit der Erdtheile und Länder, vom Gipfel der höchsten Berge bis zum tiefsten Thale, vom Aequator bis zu den Polen! Dieser Zauber der Natur, wie er sich vorzugsweise in der Pflanzenwelt ausdrückt, begründet die Vaterlandsliebe und das Heimathsgesühl; er übt seine Wirkung auf uns in jedem Lebensalter: er weckt das lächelnde Kind, die Blumen auf der Wiese zu pflücken; er erfüllt den Süngling mit der süßen Regung, die Blumen zum Strauße zu eimen, die mit den Reizen der Geliebten wetteifern und sie schöner schmücken als

Diamanten und Perlen: die Kornblumen und Beilchen, die ihren Augen an Farbe gleichen, die Rosen, das frische Bild ihrer jungfräulichen Lippen. Die Dichter der Alten, Ovidius und Juvenal, haben uns diesen Zauber der Pflanzenwelt genugsam geschildert; vor Allen der Erstere im fünfzehnten Buche der Metamorphosen und auch Virgil im sechsten Buche der Aeneide. Letzterer weist gar oft hin auf die Uebereinstimmung der menschlichen Gefühle und Leidenschaften mit den Pflanzen, vergleicht die Kinder mit Rosen, den Jüngling mit der Lilie, das junge Mädchen mit der Myrthe. Jede Seelenstimmung findet ihren Ausdruck und Anklang im Reiche der Pflanzen und selbst der Trauernde schmückt die von Cypressen überschatteten Gräber seiner Lieben mit Malven und Asphodillen. Die Poesie und die Landschaftsmalerei, ja selbst die Baukunst schöpfen aus derselben Quelle und wir können mit vollem Rechte sagen, daß die Pflanzen uns die Künste gelehrt haben.“

„Es mag sein,“ meinte Hoffmann, der dem Naturfreunde, wie er so ganz aus voller Seele sprach,

nicht ohne Theilnahme zugehört hatte; „indessen weiß ich auch, daß man jetzt viel von der Liebe zur Natur schwagt; bei den Meisten aber ist's nur garstige Tradition und sie lieben die schöne Natur, weil sie beschrieben und besungen worden ist. Auch den Herren Poeten geht es selten vom Herzen. Mir geht der Mensch mit seinen Leidenschaften, ja selbst mit seiner Philisterhaftigkeit über Alles. Es ist eben Nichts geringfügig an ihm und man muß ihn gar genau beobachten und studiren; dann aber wird man auch die menschlichen Sitten im Allgemeinen merkwürdig finden; dann wird ein Geist, wie Shakespear, die Fülle des Lichtes und Schattens finden, um uns ein ergreifendes Gemälde der Leidenschaften zu geben.“

„D schweigt mir von den Leidenschaften der Menschen, wenn es sich um die reine Größe der Natur handelt!“ rief Strube. „Diese Leidenschaften des Menschen sind die Schandflecken in der Natur, die Zeugen seiner verhängnißvollen Abirrung vom Pfade, den ihm der Schöpfer vorgeschrieben hatte; seine Leidenschaften verwandeln den ruhigen Strom des Lebens,

der uns bestimmt war, in wild tosende Gewässer, die sich in Abgründe stürzen und an Felsen zerstieben.“

Den Wortkampf, der zu heftig zu werden drohte, schlichtete der freundliche Wirth, indem er die Gäste zum Abendtische lud.

Medicinalrath Doktor Marcus Herz besaß die Gabe der Geselligkeit wie wenige Menschen. Durch seine Fieberlehre als medicinischer Schriftsteller ausgezeichnet, genoß er auch des Rufes eines segensreich wirkenden Arztes und erwarb sich durch die Gründung eines allgemeinen Krankenhauses in Bamberg hohe Verdienste um die leidende Menschheit. Sein einnehmendes Wesen, sein mit Herzensgüte verbundener lebhafter Geist, die gutmüthig liebliche und dabei schalkhafte Weise seiner Unterhaltung, die Ruhe und Klarheit, die sich in seinen Worten wie in seinem Wesen ausdrückten, die geordnetste und mäßigste Lebensweise, die ihn jedoch nicht hinderte, sich gern zum Kreise der Jugend zu gesellen und auch ausnahmsweise je zuweilen an lustigen Gelagen theilzunehmen — alle diese Eigenschaften gewannen ihm Ansehen und Freunde in

allen bedeutenden Kreisen. Seine Kunstliebe, welcher er sich mit ganzer Seele hingab und die er durch eine reiche Sammlung von Kupferstichen und Gemälden aus allen Schulen nährte, bildete vorzugsweise das Band, welches ihn mit Hoffmann verknüpfte.

Obgleich der Hofrath in seinem Gliederbau viel Ebenmaß besaß, so war seine Statur doch nur klein, ziemlich beleibt und die kleinen kurz-sichtigen Augen so wie seine lebergelbe Gesichtsfarbe verliehen seinem Aeußeren eben nichts Empfehlendes; diese unbedeutenden Nachtheile wurden aber hinreichend aufgewogen durch die edle Haltung der ganzen rüstigen Gestalt, durch die schön gewölbte Stirn, den feurigen Ausdruck der Augen, den lieblichen Zug des Mundes und oben ein durch die gewählteste und modernste Kleidung.

Bei solchen Gaben konnte es nicht fehlen, daß der seltene Mann auch schnell die Herzen unserer jungen Freunde gewann. Sie lauschten seinem belebten Gespräche mit der gespanntesten Theilnahme und pflichteten ihm freudig bei, als er sich scherzend einen Jüngling nannte. Dennoch nahm Hoffmann nach kurzer

Bekanntschaft ihre Aufmerksamkeit in noch höherem Grade in Anspruch und wurde bald die eigentliche Seele der Unterhaltung.

„Er lebt ganz in seiner Kunst,“ sagte Herz lobpreisend von ihm; „er singt in Concerten und in der Kirche, schreibt Recensionen und Theaterartikel, componirt die Gesänge zu Müller's Genoveva, bemalt meine Wände und hat sogar jetzt eine Oper im Werke: der Text ist von Kogebue und der Titel heißt das Gespenst.“

„Ja, ja!“ bestätigte Hoffmann, in seiner schnellen, kurz abgebrochenen Weise. „Was soll und was will ich nicht Alles? nur Muth und Ausdauer!“

„Und dabei giebt er auch noch Klavier- und Gesangunterricht,“ fügte der Hofrath hinzu; „und zwar mit großem Erfolge.“

„Pah!“ meinte Hoffmann; „der Erfolg hängt nicht von mir, sondern von dem Talent der Schüler und Schülerinnen ab. Ich ertheile den Unterricht gern, wo ich Anlagen finde; aber es ist mir auch wieder Nichts gräuelhafter, als mich mit talentlosen Schülerinnen zu beschäftigen. Ich habe leider auch

ein solches Haus, wo ich meinen Unterricht an geistlosen Kindern verschwenden muß, aber ich kann es Ihnen nicht schildern, meine Herren, wie es mich krampfhaft packt und gleichsam zurückreißt, wenn ich im Begriff stehe, an der Hausglocke zu ziehen.“

„Am meisten verspreche ich mir von unserem Hoffmann als Schriftsteller,“ sagte Herz; „er hat sich jetzt auf artistisch = literarische Versuche gelegt, die ganz meisterhaft werden; Sie sollten nur seinen Johannes Kreisler lesen und seinen Aufsatz über Beethovens Instrumentalmusik!“

„Ja, ja,“ fiel ihm Hoffmann mit leuchtenden Augen in's Wort; „meine literarische Laufbahn scheint beginnen zu wollen. Die glücklichen Stunden der Autorschaft haben für mich einen unaussprechlichen Reiz. Wenn ich des Abends bei meinem Werke sitze und meine Phantasie tausend Ideen vervielfältigt, die sich in meinem Gehirn erzeugen, dann verliere ich mich ganz in diese neu erschaffene Welt und vergesse darüber alles Bittere der Gegenwart; das ganze Wesen ist mir lieb und giebt meinen Plänen eine ganz andere,

originelle Richtung. Ich verdanke es dem Nothlig in Leipzig; ich schickte ihm etwas von meinem dummen Zeuge und er drang sogleich in mich, mehr zu schreiben. Das Beste habe ich mir aber noch aufgespart: das hat mir mein Kater eingegeben und der besitzt mehr als Thierverstand."

„Ihr Kater?“ fragte Bruno verwundert.

„Ja freilich, mein Liebling, den ich mir aufgezogen habe, ein ausgezeichnet schönes Thier, das, wenn ich schreibe, in dem Schubkasten meines Schreibtisches sitzt oder auf meinen Papieren ruht.“

„Und welche Gedanken sind denn von diesem geistreichen Kater ausgegangen,“ fragte man.

„O, wunderbare Phantasiestücke!“ rief Hoffmann, indem er sich begeistert von seinem Sitze erhob; „eine Geschichte von einem wahnsinnigen Musiker; da klingt es aus Norden! da klingt es aus Süden! da hört man die Musik der Instrumente; da sieht man ein musikalisches Hellsdunkel; man ahnt die Musik des Himmelreichs.“

„Ja, ja!“ meinte der Doktor, als sich die Andern über das ungestüme, begeisterte Wesen wunderten; „er sieht Alles leibhaftig vor sich, was er schreibt und deshalb ist Alles wahr und personificirt, mag es auch noch so seltsam erscheinen.“

„Und darauf kommt es ja eben an;“ sprach Hoffmann, der, ein wenig beruhigter, seinen Platz wieder eingenommen hatte. „Der Dichter muß ein Seher sein, wie man Beide auch ehemals mit demselben Worte bezeichnete. Beide verkünden die Wunder eines höheren Reiches. Manches Werk, das sonst an Ausführung und Form keineswegs schlecht zu nennen wäre, bleibt doch wirkungslos wie ein verblichenes Bild und läßt uns kalt, reißt uns nicht hin; die Ursache ist, daß der Dichter nicht wirklich erschaute, was er schilderte, daß er die Lust, das Entsetzen, das Schauern der Begebenheit, die er schildert, nicht mit geistigen Augen sah, daß er selber nicht glaubte, was er uns glauben machen will; so ist sein Mühen ver-

geblich gewesen und seine Gestalten erscheinen uns als trügerische, zusammengeleimte Puppen.“

„Herr Hoffmann giebt seinem Büchlein auch einen seltsamen Titel,“ sprach der Medicinalrath; „er nennt es Phantasiestücke in Callot's Manier.“

„Die Idee dazu gaben mir die Callot'schen Blätter selber, von denen mir Koreff ein Heft geschenkt hatte,“ erwiderte Hoffmann.

„Der Name ist nicht übel gewählt,“ meinte Herz; „es sind vollkommene Arbeiten, ebenso burlesk und grotesk wie die Darstellungen jenes wunderbar begabten französischen Künstlers, aber sie sind auch ebenso vortrefflich und ungezwungen gezeichnet und so meisterhaft ausgeführt; bei einigen findet sich sogar Komisches und Heiliges mit einander vereinigt und ich wurde wirklich dabei an Callot's Darstellung des heiligen Antonius erinnert. Dem Herrn Legationsrath Richter,“ fuhr Herz fort, „dem ich die Stücke mittheilte, gefallen sie ungemein und er ist, Ihrem Wunsche gemäß, gern bereit, eine Einleitung dazu zu schreiben.“

Die letzteren Worte, welche Hoffmann außerordentlich zu erfreuen schienen, lenkten das Gespräch auf Jean Paul. Hoffmann zeigte sich als sein begeisterter Verehrer.

„Ich habe ihn in Bayreuth besucht,“ erzählte er, „und er hat mich sehr freundlich empfangen; in seiner Gattin fand ich eine alte Bekannte wieder, welche früher mit der Familie meines Oheims in sehr nahem Umgange gestanden hatte. Was er sagte, fand ich Alles bewundernswerth und ich war erstaunt, in dem verehrten Dichter ganz den Menschen zu finden, wie ich ihn mir nach seinen Schriften vorgestellt hatte.“

Dem Lobe wußten unsere jungen Freunde Manches aus ihrem neulichen Besuche zum Ergötzen der Gesellschaft hinzuzufügen.

„Ja,“ setzte Hoffmann mit zufriedener, glücklicher Miene hinzu, „mit einer Empfehlung des großen Sehers mag mein Büchlein getrost in die Welt steuern und es wird meinem Freunde, dem Buchhändler Kunz, nicht zum Schaden gereichen, daß er es in Verlag

nimmt, wenngleich er meinte, ich sollte eigentlich nur Noten schreiben.“

Es war jetzt Zeit zum Aufbruch und nachdem Hoffmann angelegentlich eingeladen hatte, die Auf-
führung des Don Juan am nächsten Abend nicht zu
versäumen, trennte sich die heitere Gesellschaft.

Viertes Capitel.

Schauspieler und Burschenschafter.

Die Aufführung des Don Juan hatte stattgefunden. Nach der Vorstellung versammelte Hoffmann seine Freunde in seiner Wohnung, was wohl öfter geschah, wenn sie nicht in dem Gasthause, die Rose, zusammen kamen. Es gehörten dazu die einsichtsvollen Männer, mit welchen Hoffmann zu einem Kunstverein zusammengetreten war: Professor Klein, Professor Lichtenthaler, Doktor Weiß, Doktor von Erzdorff-Kupfer, Buchhändler Kunz[†]; außerdem vorzügliche Mitglieder des Theaters: Holbein, Bader, Brandt, Dittmaier, Bode und Andere. An diesem Abend nahmen auch, auf Hoffmann's Einladung, Bruno und Helwig an der Gesellschaft Theil und auch ihr Freund Karl

† F. W. Holzschuhen

Sand, der sie zu ihrer Freude auf seiner Rückreise von Wunsiedel heimsuchte, nachdem er von seiner geliebten Mutter Abschied genommen hatte, um sich zur Armee zu begeben.

Hoffmann's Wohnung in Bamberg lag auf dem Theaterplatze, dem Theater schräg gegenüber, in einem Hause, welches dem pensionirten Hofmusiker Wahr-
muth gehörte. Der Besitzer wohnte in einem Stübchen zur ebenen Erde; seine Familie im ersten Stocke; darüber befand sich Hoffmann's beschränkte, aber behagliche Behausung.

„Was bedeutet das viereckige Loch in der Decke?“ fragte Helwig.

„Dort oben,“ erwiderte Hoffmann, „ist das Dachstübchen, das mir zum Schlafgemach dient. Ich habe das Loch machen lassen, um mit meiner Frau in Rapport zu bleiben. Ich lasse zuweilen ein Handtuch hinabhängen oder werfe ein Paar Stiefel hinunter, wenn ich ihre Aufmerksamkeit auf mich lenken will.“

Man lachte über diese Sonderbarkeit, lobte aber doch das Behagliche der kleinen Wohnung.

„Schweiget mir doch von Eurem Behagen!“
 zürnte Hoffmann. „Ja, wenn die Nachbarschaft nicht
 wäre! Wenn ich mich am schönen Abend bei einer
 Flasche Burgunder hinsetze und ein Blatt weißes Pa-
 pier vor mich nehme, so fangen plötzlich die Töchter
 des Oberjägermeisters nebenan aus voller Kehle und
 mit recht gellender Stimme an zu singen: Wenn mir
 Dein Auge strahlet. Dabei bleiben sie immer bei der
 ersten Strophe. Von schräg über ertönt aus offenem
 Fenster eine marternde Flöte und zwischendurch läßt
 der benachbarte Hornist mit kräftiger Lunge seine langen
 Töne erschallen. Dann werden die Hunde in der
 ganzen Gegend unruhig und bald gefellen sich auch
 die Katzen hinzu und stimmen paarweise ihre zärt-
 lichen Geständnisse und süßen Liebesduetts an. Man
 merkt dann, wie unglücklich der Mensch ist, dessen Ge-
 hirn mit einem feinen Siebe zu vergleichen ist, wo
 Nichts hindurchfällt. Die Leute mit dem weitlöchrigen
 Siebe im Kopfe bilden freilich die Mehrzahl. Die
 werden durch Nichts gestört und so läßt es sich auch
 nur erklären, daß sie sich freiwillig mit Kläffendem,

gackelndem und piependem Gethier und mit allerhand musicirenden Dilettanten umgeben. Auf einen Componisten wirkt aber dieses Geschrei und Gedudle nicht anders als der Anblick eines Fragenbildes auf einen Maler, der mit der Darstellung eines Ideals beschäftigt ist. Das Gesetz schützte früher die Gelehrten vor dem Lärm der Handwerker; es sollte auch Mitleid mit den Ohren eines armen Musikanten haben.“

Hoffmann's Gattin, eine Polin von Geburt und Tochter eines ehemaligen Staatsrathes in Posen, war eine junge, angenehme Person, von mittlerer wohl gewachsener Gestalt, mit dunkelbraunem Haar und dunkelblauen Augen. Er hatte sie als Assessor in Posen kennen gelernt und sich trotz dem Abmahnen seines Oheims mit ihr verheirathet; sie begleitete ihn nach Ploß, als er dort seine Stelle als Rath bei der Regierung antrat. Er hatte sich gern von ihr mit dem seidnen Faden fesseln lassen und schilderte sie seinen Freunden stets als ein sehr liebes Weib, das seinen Geist stärkte und die Bitterkeit und Zentnerlast des Lebens tragen hülfe. In Warschau lebte er als Re-

gierungsrath während der Kriegsdrangsale mit ihr und einer kleinen Nichte, die er erzog, in sehr beschränkten Verhältnissen, aber durchaus glücklich. Hier hatte sie ihm auch ein Töchterchen geboren, das er Cäcilia taufen ließ.

Das Gespräch der kleinen heiteren Gesellschaft handelte vorzugsweise über das Theater und die Vorstellung des Don Juan.

Das Bamberger Theater hatte unter der Leitung Holbein's, den Hoffmann schon in Glogau kennen gelernt hatte, außerordentlich gewonnen und begann seine glänzendste Periode. Er strebte danach, die Darstellung wirklich künstlerisch zu gestalten und gewann sowohl für das Schauspiel, wie für die Oper die vorzüglichsten Kräfte, wie Bader, Köckel, Frau Köhl und die jungendfrische Renner. Hoffmann, den er mit fünfzig Gulden monatlichen Gehalts anstellte, nahm er als Gehülfen bei der Decoration, worin er selber außerordentlich geschickt war. Der geniale Gehülfe wirkte aber außerdem noch mit wahrhaftem Feuereifer als Architekt, Maler, Componist und Regisseur. Den

vereinten Bemühungen der beiden Männer gelang es denn auch, alle klassischen Opern, besonders die Mozart'schen, in Scene zu setzen und es sogar mit Calderon'schen Stücken, nach Schlegel's Uebersetzung, zu wagen.

Holbein, von edler, gewandter und anmuthiger Bildung, war als Don Juan vortrefflich und erhielt den ganzen Beifall Hoffmann's, der sich gerade mit Vorliebe mit dieser Composition Mozart's beschäftigt hatte und in alle Feinheiten derselben eingedrungen war.

„Man lernt“ — sprach er — „Mozart's großen Geist in diesem Stücke erst allmählig durchschauen. Immer mehr neue Schönheiten entwickeln sich dem Ohre, aber man darf nicht die geringste Kleinigkeit vorüberschlüpfen lassen und muß jeden einzelnen Takt sorgfältig studiren. In dieser wahrhaft einzigen Musik findet man den Geist des Componisten in allen möglichen Modificationen: im Anschwellen von sanfter Melodie bis zum Rauschenden, bis zum Erschütternden des Donners, in sanften Klagetönen, im Ausbruch der wüthendsten Verzweiflung, im Majestätischen, im Edlen

des Helden, in der Angst des Verbrechers, in allen Abwechslungen der Leidenschaften.“

Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten Alle diesem begeisterten Ergüsse.

„Sie waren herrlich in Ihrer Rolle, Holbein,“ fuhr Hoffmann, sich an den Theaterdirektor wendend, fort; „gerade so muß der Don Juan aufgefaßt werden, gerade in dieser Weise habe ich mir diesen wunderbar kräftigen, herrlichen, verderbten und zerrissenen Mann vorgestellt. Wie Sie sich aus Ihrem Mantel wickelten! wie Sie da standen im prächtigen rothsammetnen, silber=gestickten Kleide, männlich schön: eine erhabene Nase, durchbohrende Augen, weich geformte Lippen! wie die Stirnmuskeln über den Augenbrauen seltsam spielten und dem schönen Antlitz einen schauervollen Zug vom Mephistopheles verliehen, einen magischen Zauber, gleich dem der Klapperschlange, daß die Weiber, die ihn anblickten, nicht mehr von ihm lassen können, sondern, von der unheimlichen Gewalt gepackt, ihr Verderben selber vollenden müssen. Wie vornehm höhnisch benimmt er sich gegen die matten

gewöhnlichen Figuren seiner Umgebung; welches teuflisch-freche und dabei doch innerlich zerrissene Wesen spricht sich in der wilden Arie aus, die er vor dem Feste der Bauern anstimmt! Ha, und mit welchem Muthе stürmt er mit gezücktem Schwerte den Feinden entgegen! Ja, Ihr könnt es mir glauben,“ — fuhr Hoffmann nach dieser Schilderung seines Lieblingshelden fort — „der unsterbliche Mozart hat wohl verstanden, was Alles in der herrlichen Figur enthalten ist. Die oberflächlichen Geister, die Alles nach ihrem eigenen engen Gesichtskreise beurtheilen, haben freilich gemeint, er hätte es bei der Wahl seines Sujet auf den gewöhnlichen Effekt und auf den Sinnenfingel gemeiner Naturen abgesehen; die Frommen haben auch Zeter geschrien und darin nur ein schaudererregendes Bild der Wollust und Frivolität erblicken wollen. Nein, dieser Don Juan veranschaulicht den Menschen, der, von der Natur auf das Herrlichste gebildet, mit tiefem Gemüthe und scharfem Verstande begabt, nach vergeblicher Befriedigung seines höchsten ahnungsvollen Strebens ringt, ohne Rast alle irdischen Erscheinungen er-

greift, in der Liebe die brustzerwühlende Sehnsucht zu stillen hofft und auf diesem Wege nothwendiger Weise der Sünde und der teuflischen Macht, die dem Menschen auf lauert und ihm Fallstricke legt, verfällt; so eilt er von Genuß zu Genuß, stets getäuscht, stets übersättigt; so gelangt er zur Verachtung des Höchsten, zum Spott über die Menschen, endlich zu dem feindlichen Antriebe, überall Verderben zu säen und damit seinem Verhängniß selbst Trotz zu bieten, bis er am Ende, ohne Reue und Buße, ohne Hoffnung in den Abgrund der Hölle versinkt.“

Wenngleich alle anwesenden Gäste dieser Auslassung des begeisterten und geistvollen Kunstkenners mit großer Theilnahme lauschten, so fand dieselbe noch einen besonderen Anklang in einem Gemüthe, das, obschon auf eine ganz andere Richtung gelenkt, doch einer gleichen Sensibilität, ja Uebertreibung fähig war, wie Hoffmann's. Sand war es, der bald darauf das Wort ergriff und sich über die Bedeutung aussprach, welche die Kunst auf das nationale Leben ausüben könne und müsse. Seine Ausdrucksweise, seine Be-

geisterung und das feste Gepräge seines Charakters, das sich unverhohlen in dem Auftreten des jungen Mannes kundgab, blieb nicht ohne Wirkung und Hoffmann, dem sich hier eine Studie darzubieten schien, bewog den Studenten, Manches aus seinem früheren Leben mitzutheilen.

Karl Ludwig Sand war 1795 zu Bunsfiedel im Obermainkreise des Königreichs Baiern geboren. Dort lebten noch seine Eltern. Der Vater war ehemals preussischer Justizrath gewesen. Karl erhielt im Elternhause die liebevollste Erziehung durch seine Mutter und besuchte dann das Gymnasium zu Regensburg. Seiner Lehrer erwähnte er mit großer Achtung, mit besonderer Vorliebe schien er sich aber des Professors Klein zu erinnern, durch dessen Vorträge er in die Anfangsgründe der Philosophie eingeweiht worden war. Von dort hatte er sich nach Tübingen begeben, um sich unter Eschenmeyer dem Studium der Theologie zu widmen. Die Erneuerung des Krieges mit Frankreich hatte diese friedlichen Studien unterbrochen. Der Süngling schien jetzt nur von zwei Gedanken erfüllt:

das Vaterland von dem verhassten Feinde zu befreien und das deutsche Studententhum zu einer „allgemeinen freien Burschenschaft“ umzugestalten.

Beides hielt er für eine heilige Sache und äußerte sich auch jetzt vor den Freunden in diesem Sinne. Er erzählte, daß er diesen Plänen eine rastlose Thätigkeit gewidmet, daß er, auf sein Zimmer zurückgezogen, mit andauerndem Fleiße darüber nachgedenken habe.

„Dort, auf den gewaltigen Bergen,“ schloß er, hinausdeutend, „auf dem erhabenen Altar, inmitten des Vaterlandes müssen wir geloben, nie ruhen und vom Schwerte lassen zu wollen, bis die Brüder in Freiheit gereinigt, bis alle Deutsche, wie das Eine Volk, so auch in Einem Reiche freier Verfassung, groß vor Gott und mächtig gegen die Nachbarn auf's innigste verbunden sind!“

Hoffmann sah diese an Schwärmerei grenzende Begeisterung für Religion und Vaterland nicht ohne Achtung aber doch als eine Art Phänomen an; es mochte ihn auch bedünken, als ob es gerathen sei, diesem Eifer den Dämpfer der Besonnenheit und Ruhe

aufzusehen, denn er sagte nach einer Pause: „Schon gut, schon gut! aber man muß sich hüten, den Mystizismus in die Politik einschleichen zu lassen; man muß auch nicht glauben, die Deutschen wären das edelste, gebildetste, seit allen Zeiten edelste Volk der Erde; man erkenne doch auch an, daß unsere westlichen Nachbarn als verbundenes Volk einen hohen Grad von Bildung erreicht haben, daß ihre Einigkeit, ihre Institutionen, ihr verständiges Urtheil über die wirklichen Verhältnisse des Lebens uns Gelegenheit zu mancherlei Belehrung geben können.“

Er ahnte, indem er diese Lehre aussprach, freilich nicht, daß der junge Mann, der vor ihm stand, dieser Süngling mit den edlen, offenen, zuweilen nur durch Schwärmerei verdüsterten Zügen nach wenigen Jahren durch eine verbrecherische That eine traurige Berühmtheit erlangen, daß diese That, Folge einer schauderhaften Verirrung, einer im Finsternen schleichenden Verbrüderung und einem verderblichen Freiheitschwindel zugeschrieben werden und er selber, als Criminalist und Staatsbeamter, berufen sein sollte, über die ver-

meintlichen Umtriebe der studirenden Jugend ein Urtheil zu fällen.

Bruno hatte seinen Urlaub schon um einen halben Tag überschritten und beeilte sich, am nächsten Morgen, nachdem er von Karl Sand herzlichen Abschied genommen hatte, mit seinen beiden Begleitern nach dem herrschaftlichen Gute zurückzukehren.

Es blieben ihm nur noch wenige Tage übrig, um die Vorkehrungen zu seiner Abreise zu treffen. Helwig ging schon am nächsten Tage ab. Der Abschied vom Freunde war kurz; sie sollten sich in der nächsten Zeit unter den Waffen wiedersehen. Helwig zeigte sich ruhig und gefaßt; einen Anflug von Kälte in seinem Benehmen merkte Bruno nicht oder schrieb demselben wenigstens keine besondere Bedeutung zu, da er das wunderliche, oft launische Benehmen des Freundes hinlänglich kannte.

Der Baron hatte nothgedrungen endlich in Bruno's Abgang einwilligen müssen. Die Familie schätzte ihn und war ihm stets wohlwollend begegnet; einen Ersatz für

einen abgehenden Hauslehrer zu finden, hielt man in diesem Kreise für ebenso leicht, wie irgend einen Domestiken durch einen anderen zu ersetzen; jedenfalls hütete man sich, dem jungen Manne ein zu großes Bedauern über seinen Verlust merken zu lassen.

Bruno mußte zuvörderst nach Berlin reisen, um dort mehrere Angelegenheiten zu ordnen; der Abschied von dem Vater und der Schwester stand ihm ebenfalls noch bevor. Er beeilte daher seine Abreise so viel wie möglich. Der Baron hatte in Berlin einige wichtige Geldangelegenheiten zu besorgen und erwartete auch eine Zufendung von Möbeln. Bruno's Reise dorthin kam ihm daher, wie er sagte, sehr gelegen und er ersuchte ihn, sich jener Besorgungen anzunehmen; Bruno mußte ihm sogar auf Ehrenwort versprechen, sich beim Spediteur mit eigenen Augen von der Abfahrt des Transportes zu überzeugen.

Die Knaben zeigten beim Abschiede mehr Rührung als die Eltern; in jungen Gemüthern ist das Vorurtheil über Standesunterschiede noch nicht so tief eingewurzelt, um über tiefere Gefühlsregungen die Herr-

schaft zu behaupten. Der ältere Knabe fiel seinem Lehrer um den Hals und küßte ihn zu wiederholten Malen mit aller Innigkeit. Der jüngere eilte ihm, nachdem er ihn geküßt, noch ein Mal nach, hielt ihn am Rock fest, sank ihm dann schluchzend an den Busen und weinte schmerzlich. Als Bruno nachher seinen Rock über der Brust durchnäßt fühlte, hätte er gern die reichlich vergossenen Thränen der unschuldigen Kindesliebe auffammeln und als einen Schatz bewahren mögen. „Sehen Sie,“ würde er dann später zu dem vornehmen Herrn in Uniform, der sich seiner nur mit Mühe erinnerte, gesprochen haben, „sehen Sie, diese Thränen, die ich aufbewahrte, sind mir ein theures Andenken an einen holden, unschuldigen Knaben, den ich niemals vergaß; und oft bat ich den Himmel, er möge ihm für sein ganzes Leben das sanfte Herz bewahren, welchem diese Thränen entquollen, wie der Thau von einer Rosenknospe tröpfelt.“

Erst in der letzten Stunde ritt Bruno nach Blasdorf hinüber, um auch dort Abschied zu nehmen.

Bertha, hatte er erfahren, war von den Eltern nach Berlin zurückberufen worden, während er in Bamberg verweilte. Sie hätte Grüße an Herrn Bruno zurückgelassen, bestellte Frau Kubo.

Bruno stieg vor dem Pfarrhause ab. Der Gaul hatte sich das letzte Mal mit den Pferden im Wirthshausstalle geschlagen; er ließ ihn deshalb jetzt vor der Thüre von einem Knaben beim Zügel halten; vielleicht lag auch die Absicht zu Grunde, das peinigende Scheiden so viel wie möglich abzukürzen.

Er wußte nicht, ob er es sich als einen günstigen oder mißlichen Umstand deuten sollte, daß er Agnes allein im Hause antraf. Die Familie war wieder zum Besuch über Land. Dufel Wendtland war mitgefahren; er wollte sich bei den Nachbarn, mit denen er befreundet geworden, empfehlen, denn auch er beabsichtigte, in den nächsten Tagen heimzureisen und der Pfarrer hatte eingewilligt, daß er Agnes auf eine vorläufig kurze Zeit mit sich in sein Haus nähme.

Agnes war freundlich, aber ihr gepreßtes Herz verrieth sich in ihren Mienen und in ihrem ganzen

Benehmen. Sie ahnte, weshalb Bruno gekommen war. Diesen Abschied hatte sie vorhergesehen und gefürchtet, aber dennoch nicht geglaubt, daß er so nahe bevorstände; aus diesem Grunde hatte sie den Oheim, trotz der elterlichen Zustimmung, immer noch mit ihrer eigenen Zusage hinzuhalten gesucht und war auch heute nicht mitgefahren, um bei den Freunden nicht ihre Abreise zur Sprache zu bringen. Nun sah sie den Geliebten unerwartet und eilig eintreten und merkte an seiner umdüsterten Miene, was ihr bevorstand.

Sie gab der Magd, die im Zimmer beschäftigt war, einen Auftrag für die Küche, um mit Bruno allein zu sein.

Die Unterhaltung wendete sich sogleich auf das Nächstliegende, blieb aber einsylbig und befangen; es lag Beiden wie ein Stein auf dem Herzen. Agnes erzählte dann, daß der Oheim sie in der nächsten Zeit mit sich nach Hamburg nehmen wollte. Jetzt verhehlte auch Bruno nicht länger den Zweck seines letzten Besuchs. Agnes erbleichte und machte kein Hehl aus dem Schmerz, den sie jetzt in aller Heftigkeit fühlte,

obgleich sie seit langer Zeit bemüht gewesen war, sich darauf vorzubereiten.

Bruno stand auf, näherte sich ihr und umschlang sie. Er vermochte nur wenige Worte zu sprechen; die übrigen wurden von Thränen und Küssen erstickt. Er wollte sie trösten und fühlte sich selber des Trostes benöthigt. Er wollte ihr Wiederkehren, treue Liebe, ewiges Angehören versprechen, aber eine innere Stimme mahnte ihn davon ab. Wie sollte er, dem ein schwankendes Schicksal bevorstand, das theuere Mädchen für die ungewisse Zukunft an sich fesseln! Er versprach ihr, zu schreiben und sie nannte ihm ihre Adresse in Hamburg, denn nun war es ihr fester Entschluß, diese Stätte schmerzlicher Erinnerung so bald wie möglich zu verlassen. Auch sie versprach, ihm zu schreiben, wenn sich vermuthen ließe, daß ihre Briefe ihn im Feldlager erreichen könnten.

Nun wollte er die schwere Stunde abkürzen. Er umschlang sie wieder, drückte seinen brennenden Mund auf ihre bebenden Lippen, auf ihre überströmenden

Augen, riß sich dann aus der Umarmung los und eilte schwankenden Schrittes der Thüre zu.

Sie rief ihn zurück, eilte ihm entgegen, umschlang noch ein Mal seinen Nacken und blickte ihm in die Augen. „Nein,“ rief sie im Tone der Verzweiflung, „o, nein — ich soll nicht mehr in diese Augen sehen! ach, mein Gott, mein Gott, sie waren ja mein ganzer Himmel!“

Hier sank sie zusammen. Bruno geleitete die Gebrochene nach dem Sopha, küßte ihr noch ein Mal die Stirn und entfloß.

Die Sinne schwindelten ihm, als er zu Pferde stieg. Ohne sich umzublicken, ritt er im Schritt zum Dorfe hinaus. Die Natur erschien ihm in einem düsteren bräunlichen Lichte; Menschen, die das sogenannte Kanonensieber erlebt oder in Todesgefahr geschwebt haben, wissen von dieser seltsamen Färbung zu erzählen. Was er auf diesem Rückwege gefühlt und gedacht, wußte er sich späterhin kaum zu erinnern.

Bei der letzten Abendmahlzeit, welche Bruno mit der freiherrlichen Familie einnahm, verhielt er sich

schweigsam. Die gnädige Frau erkundigte sich nach den jungen Damen in Blasdorf; sie that dies sehr, sehr selten und dieses Mal mit einem bedeutungsvollen forschenden Blick. Bruno gab ihr in übel-launigem Tone kurzen Bescheid.

Die Nacht brachte er schlaflos zu; er wollte am nächsten Morgen in der Frühe abreisen und hatte beim Posthalter das Fuhrwerk bestellt. Er rief sich jetzt jeden Umstand beim Abschiede von Agnes in's Gedächtniß zurück und wiederholte immer wieder die Scene, die er doch in der Wirklichkeit nicht hätte verlängern mögen. Jetzt war es ihm, als müsse er noch ein Mal zurück und noch ein Mal alle Küsse und allen Schmerz durchkosten. Mit einem halb peinlichen, halb süßem Gefühle verweilte er beim letzten Auftritt, wo ihm die Geliebte mit verzweifelttem Blicke in die Augen geschaut hatte.

Der Tag brach an. Er blickte von seinem Bette aus nach dem blauen ungetrübten Himmel, der von den Strahlen des Morgens erhellt wurde und einen heiteren sonnigen Tag versprach.

Der wunderliche geringe Mensch ist immer geneigt, sich als den Mittelpunkt der Schöpfung zu denken. Auch Bruno war es zu Muthé, als hätte die ganze Natur seinen Schmerz mitempfunden, mit ihm trauern müssen; der anbrechende heitere Tag erschien ihm wie ein Mißklang, wie ein Hohn gegen sein Herz.

Gleich wie der Geizhals, der einen Schatz verloren hat, den Verlust nicht im Ganzen überschlägt, sondern bei Heller und Pfennig berechnet, so überdachte er noch ein Mal jede süße Stunde, jedes freundliche Wort, jeden liebevollen Blick, der ihm im Umgange mit Agnes zutheil geworden war.

Da drangen die Töne einer feierlichen Instrumentalmusik an sein Ohr. Auf dem Amtshofe hatte sich eine Bande steyermärkischer Musikanten aufgestellt und begann, wie gewöhnlich, das Tagewerk mit einem Choral.

Die Macht der Töne wirkte lösend und besänftigend auf das gepreßte Herz unseres Freundes. Er barg das Antlitz in die Kissen und brach in einen Strom von Thränen aus.

Zum ersten Male in seinem Leben empfand er das tiefe Leid, den durchbohrenden, erschütternden Schmerz der Liebe, den die kalten Vernunftmenschen für eine Einbildung, für eine unnatürliche Illusion erklären und der dennoch so nachhaltig auf unser Seelenleben einwirkt.

Fünftes Capitel.

Die Männer des Volkes und die deutsche Jugend.

Es war an einem heiteren Sommervormittage als ein stattlicher junger Mann die Serusalemer Straße in Berlin hinunter schritt.

Die königliche Residenzstadt war damals schon eine der schönsten Städte, nicht so imposant, so prächtig, rührig und geräuschvoll wie jetzt, aber ebenso sauber und viel freundlicher, denn die mäßig hohen Häuser gestatteten noch der Luft und dem Lichte einen freieren Zugang als heutzutage.

Der Verkehr in den Straßen war nicht gerade lebhaft, in dem heutigen Sinne des Wortes. Es fehlte damals noch an dem unversiegbaren Menschenstrom,

der heute nach dieser Stätte des gesteigerten Luxus, des raffinirten Genusses, der aufgestachelten Spekulation, des nimmer rastenden Gewerbefleißes seinen Lauf richtet, um hier Wohlleben, Reichthum, Behagen, Laster, Glück oder auch nur das tägliche Brot zu finden. Die Residenz stand nur mittelst der gemüthlichen Postwagenverbindung mit der übrigen Welt in Verbindung und dies müssen wir uns klar machen, wenn wir, was gar nicht so leicht ist, uns ein anschauliches Bild von dem damaligen Zustand einer solchen Stadt machen wollen. Es fehlte noch an jenen eisernen Schlagadern und Venen, welche Kraft und Leben von dem Centralpunkte fortführen aber dafür eine Ueberfülle von fremden Elementen herbeileiten. Von Freizügigkeit und freier Einsiedelung war noch gar nicht die Rede; die Polizei hatte einen ungehinderten Blick in die ziemlich einfachen Verhältnisse, deren Bewachung ihr oblag, und gebot über zureichende Mittel. Es fehlte überdies der Stadt, bei ihrer vereinzeltten Lage in einer ziemlich reizlosen Gegend, an materiellen Lebensgenüssen, wodurch die Touristen auf längere Zeit an-

gelockt werden und die den reichen Fremden ein bleibendes Asyl gewähren. Ebenso wie an eleganten Fremden fehlte es aber auch an der jetzt zuströmenden Menge von Tagearbeitern der kleinen Städte, von Verarmten aus den Provinzen; selbst der jetzt wieder verschollene Eckensteher war damals noch nicht einmal aufgetommen und die „Bassermannschen Gestalten“ wurden erst dreißig Jahre später erfunden. Es war Berlin daher auf seine eigene innere Lebensentwicklung angewiesen, die allerdings regsam genug war, die aber Fremdes nur wie etwas seinem Organismus Feindliches durchgehen ließ, ohne es zu assimiliren. Daher die Unbehaglichkeit vieler Fremder unter dem spottlustigen und aufgeweckten Volke, daher zum Theil jene Mißliebigkeit, in welche Berlin durchweg gerathen war, von welcher sich der Eingeborene, der sich mit Behagen in diesem quicken Stoffe bewegte, keine Rechenschaft zu geben vermochte. Die moderne Speculation mit ihrem Sobber-Palaste der Actien-, Disconto- und Agiotage-Aristokratie war bei einem sehr bescheidenen Handelsgetriebe auf solider Grundlage noch nicht zum

Leben erwacht; das Wechselwesen lebte noch im Stande der Unschuld; die neue Phase des Industrielebens entwickelte sich erst zwanzig Jahre später aus dem bescheidenen Bretterschuppen, welchen Borfig vor dem Dranienburger Thore erbaute; Papin's und Watt's Idee war noch nicht in Eisen gekleidet und der Berliner Proletarier arbeitete nur mit seiner einfachen Hand und mit Hülfe jener Maschinen, deren Erfindung dem grauen Alterthum angehört. Ueberdies litt die Residenz noch auffallend an den Nachwehen des Krieges und der französischen Invasion. Die hervorragenden Klassen bildeten allein der Militairstand, der trotz seiner Niederlagen, die er von der Napoleonischen Obmacht erlitten, noch den vollen Glanz der Aristokratie, die gesetzliche Bevorzugung in der Gesellschaft und den alten Waffenruhm bewahrt hatte, und neben diesem der Beamtenstand, jener Staat im Staate, der sich allerdings erst im nachfolgenden Frieden zu seiner vollen Höhe entwickelte.

Der junge Mann, welcher die Jerusalemmer Straße hinunterging, blieb von den Begegnenden nicht un-

beachtet; man blickte auf ihn, Manche sogar schauten ihm nach: nicht etwa, weil er einen altdeutschen Rock trug, denn das war in jener Zeit nicht absonderlich — sondern weil er den Eindruck des Erhabenen machte, weil jener unbeschreibliche Zauber von ihm ausging, den das Genie ausübt, jenes geistige Fluidum, das auf die ebenbürtigen Söhne der Freien anziehend, auf die Söhne der Magd beherrschend einwirkt.

Und doch zeigte sich die Sünglingsgestalt nicht einmal in ihrer vollen Kraft und Gesundheit, sondern litt in diesem Augenblicke, von einem schweren Schlage des Menschengeschicks getroffen. Der Schritt war ein wenig schwankend wie eines Mannes, der eine Bürde trägt; das Antlitz sah bleich und niedergeschlagen aus und aus den gerötheten Augen stahlen sich Thränen, unaufgehalten von der Macht des Gemüthes, die der Natur vergeblich Gewalt anthun wollte. Vielleicht waren es auch diese Anzeichen des Seelenschmerzes, welche die Blicke der Vorübergehenden auf den schönen jungen Mann hinlenkten.

Unsere Leser kennen ihn bereits: es war Friedrich Friesen, welchen wir in Jena im Fürstenteller und in der Gesellschaft bei der Gräfin von Ahlefeld erblickten; derselbe, der von ihr Abschied nahm, um zu der kranken Mutter nach Berlin zu reisen. Jetzt kam er vom Sterbebette dieser Mutter, die er über Alles geliebt hatte. Sie, die ihn geboren und bisher mit ihrer Liebe getragen hatte, war unwiderbringlich für ihn verloren, von ihm geschieden, da er ihrer segnenden Hand am meisten benöthigt war. Ein edles Herz, wie das Friesen's, war wohl im Stande, zu fühlen, was Mutterliebe in sich faßt und was ihr Verlust bedeutet. Goethe pries einmal die Liebe des Vaterherzens mit dem Ausspruche: jeder Vater ist ein Gott; — und wie viel schwächer ist doch diese zärtliche fürsorgende Neigung im Vergleich mit jener Liebe der Mutter, welche die Natur schon durch körperliche Bande begründet hat! Süß und himmlisch mag euch Sünglingen dünken der Kuß der Geliebten, die ihren Arm um euren Nacken schlingt und euch mit ahnungsvoller

Sehnsucht an ihr Herz ziehet; süß und erquickend euch Männern die treue Neigung der Gattin, wenn sie eure Stirn von den Falten der Sorge glättet; — aber dennoch kommen jene sanften Regungen nicht gleich der unerschöpflichen innigen Mutterliebe, jener sanften Gewalt, die über die ganze Natur als das gebärende, beschützende und erhaltende Princip verbreitet ist und sich am lautersten und mächtigsten offenbaret im Menschen, der Schöpfung edelsten Werke. Und als wollte die Natur das erhabenste Gefühl zugleich frei halten von allem Eigennutz, von allem Lohne, so hat sie die höchste Wirksamkeit der Mutterliebe gerade in die Zeit verlegt, wo ihre Pfleglinge kein Verständniß dafür haben und ihre Segnungen empfangen wie die anderen Wohlthaten der Schöpfung, die kein Opfer, keine Hingebung erforderlich machen.

Das Kind verliert an der zu früh hinscheidenden Mutter den nährenden Lebensquell und den Zweig des Gottesbaumes, der sich schützend über sein Haupt streckt; dem Säuglinge geht damit der Fleck der Muttererde

verloren, wo er am festesten stand, am sichersten fußte und gern hinflüchtete, wenn feindliche Mächte ihn in die Enge trieben. Ist in gemeinen Naturen die Aufgabe damit vollendet, daß der Sohn, der elterlichen Sorgfalt nicht mehr benöthigt, sich, wie das jüngere Geschlecht der Thiere, ablöst von den Banden der Familie und des häuslichen Herdes, so fühlt der wohlgeartete Mensch dagegen mit doppelter Gewalt das süße Pflichtgefühl, die elterlichen Wohlthaten durch kindliche Anhänglichkeit und Dankbarkeit zu vergelten. Diesem Pflichtgefühl hatte Friedrich Friesen die heiligste Erfüllung gelobt und wie oft, wenn er die Mutter bei einem Blicke stolzer Freude, den sie verstoßen auf die herrlich gereifte Frucht warf, überraschte, hatte er sich in seinem Herzen vorgenommen: ich will es Dir vergelten, Du Gute! — Und jetzt Alles dahin: Liebe, Hoffnung und Dankbarkeit!

Alle diese schmerzlichen Gedanken und Erwägungen beschäftigten des Sünglings Herz und Sinn, während er auf der hellen und breiten Hauptstraße einherschritt. Als er den Dönhofsplatz erreichte, wurde

er von befreundeter Stimme angerufen. Es war sein Jugend- und Schulfreund August von Vietinghoff, der zu ihm heraneilte und ihm die Hand bot.

„Wie geht es Deiner Mutter?“ fragte der Freund.

„Sie hat vor einer halben Stunde Abschied von mir genommen,“ erwiderte Friesen. „Auf immer!“ fügte er mit dumpfer Stimme hinzu

„Sie ist todt?“ fragte Vietinghoff.

„Abschied auf immer!“ wiederholte Friesen nachsinnend, ohne jene Frage gerade zu beantworten. „Es liegt eine schreckliche Bedeutung, August, in dem Glauben, daß Alles vorbei sein sollte mit diesem Erdenleben, daß der Tod die heiligsten Bande zerrisse auf immer!“

„Wohl liegt ein großer Trost dagegen in dem Glauben, den uns unsere Religion lehrt: daß wir unsere Lieben dereinst wiedersehen, mit ihnen wieder vereinigt werden sollen,“ entgegnete der Freund.

„Aber welch eine lange Zeit der Entbehrung, mag das Erdenleben auch sonst mit Recht nur eine

Spanne Zeit genannt werden; Welch eine lange Zeit voll Gram und Sehnsucht! Und jene Lieben, die von uns genommen wurden, — können sie, getrennt von uns, eines glücklichen Daseins genießen? müssen sie nicht, ebenso wie wir, sich nach der Wiedervereinigung mit den Theuersten, die sie zurückließen, sehnen? O, mein Freund, es ist das erste Mal, daß der Tod in so schrecklicher Gestalt an mich herantritt.“

„Du bist der Mann, ihm in's Auge zu schauen, mein Friedrich. Weißt Du doch, daß wir sterblich geboren sind! Und empfangen wir nicht den Tod aus derselben gütigen Hand, die uns das Leben gab? sollte er wirklich so schrecklich und fürchterlich sein, wie er Vielen erscheint? Nein Friedrich, ich glaube vielmehr, daß die Weise, wie wir vom irdischen Dasein scheiden, abhänge von unserm Charakter, von der Art, wie wir das Leben vollbrachten; der Gott der Liebe reicht dem Guten dann gewiß die Hand, die er niemals von seinem Haupte abgezogen hatte und leitet ihn hinüber über die schwankende Brücke, welche sich die thörichten Menschen zu betreten scheuen.“

„Du magst Recht haben, August: meine Mutter starb nach schwerem Leiden, aber sanft, gefaßt und mit einem Lächeln auf den Lippen. Und viel mehr, glaube ich, würde ein sanfter, schmerzloser Tod den Menschen zugut kommen, wenn wir dem Pfade, den uns die Natur und der gütige Schöpfer vorgeschrieben haben, folgten, ohne davon abzuweichen. Aber wer vermöchte es, die Menschheit zurückzulenken auf den Weg ihrer Bestimmung, die Krankheiten zu verbannen, welche ihre Annatur nach sich zieht oder gar die Kriege abzuschaffen, worin sie sich unter einander vernichten! Und sind wir nicht gar gezwungen, verpflichtet, an ihren unabänderlichen Leiden theilzunehmen? Ist nicht der Krieg, an welchem wir Beide theilnehmen wollen, eine heilige Pflicht?“

„Du gemahnst an einen Umstand, mein Freund, der Dir bei Deinem jetzigen Leide wohl zum Troste gereichen mag,“ erwiderte August von Bietinghoff. „Deine Mutter schied zur rechten Zeit, um dem höchsten Schmerze zu entgehen. O, wann wird die glückliche

Zeit den Menschen zutheil werden, wo die Mutter den Säugling an die Brust drücken kann, ohne beim fernen Donner des Geschüßes zu erbeben, ohne den jammervollen, herzdurchbohrenden Gedanken, daß auch das Knäblein, das sie am Busen wärmt, früher oder später der zerstörenden Gewalt der Menschen verfallt und der Leib, den sie in ihrem Schoße gebildet, entgliedert hingefäet werde in die Furchen des mörderischen Schlachtfeldes! Sa, Friedrich, preise das gütige Schicksal, das Deiner guten Mutter die schmerzvollen Tage ersparte, da sie ihren Sohn am Rande des düsteren Abgrunds erblicken mußte, die langen schlaflosen Nächte voll Sehnsucht, Angst und Bangen, endlich vielleicht den Schnitt durch die Seele, wenn sie erfahren hätte, daß Du unter Tausenden von Opfern gefallen und allein und verlassen vom Tode hingerafft wärest!“

„Glaubst Du, August, daß ich im Felde bleiben werde?“ fragte Friesen und der Schatten eines schmerzlichen Gedankens zog über seine reine Stirn.

„Nein,“ entgegnete der Freund betroffen; „weshalb fragst Du?“

„Du sprachst es so eben wie eine Ahnung aus.“

„Ich? Du irrst Dich; Du verstandest mich unrichtig. Ich meinte, daß Jedem, der in's Feld zieht, der Tod bevorsteht; daß jede Mutter um ihren Sohn bangt, den sie draußen im Heerlager weiß.“

„Wie dem auch sei, August, so hast Du Recht: meine gute Mutter ist glücklich zu preisen. Vielleicht hätte sie noch den Sohn, mit dem Zeichen des Sieges geschmückt, zurückkehren sehen; vielleicht aber hätte sie nur die Nachricht von seinem Hinscheiden erhalten, ohne ein Wort der Liebe, ja ohne auch nur eine Haarlocke von ihm. Aber Du hast auch darin Recht, daß wir des Todes gedenken müssen. So gieb mir denn ein heiliges Versprechen, mein Freund!“

„Fordere!“ sprach August von Vietinghoff.

Friesen schwieg und schien nachzusinnen; nach einer kurzen Pause fuhr er schauernd zusammen.

„Was meinst Du, August,“ fragte er, „muß es nicht ein schreckliches Loos sein, fern vom Vaterlande, auf fremdem Boden eingescharrt zu liegen?“

„Du bist ein Thor, Friedrich. Ist nicht die ganze Erde Gottes Schöpfung und segnet er nicht auch den Boden der Fremde mit seiner Sonne und seiner Luft und allen seinen Wohlthaten?“

„Freilich wohl; die ganze Erde müßten wir als unser Vaterland betrachten können; aber das ist vielleicht den Menschen einer nachfolgenden, glücklicheren Zeit vergönnt, nicht uns. Haben nicht gerade jetzt die besten und edelsten unserer Zeitgenossen uns den Vorzug des Vaterlandes klar gemacht, uns die Liebe zum Vaterlande an's Herz gelegt? Laß es mich lieber das Mutterland nennen! es stimmt besser mit meiner Empfindung, mit meinem Sprachgeföhle überein. Hat uns diese Mutter nicht genährt mit dem Saft ihrer Früchte, nicht geföhlt mit ihrem Schatten? sahen wir ihr nicht auf Bergeshöhen, auf blumigen Auen in ihr trautes, freundliches Auge; hörten wir nicht in jedem Kindeslallen, in jedem freundlichen Worte ihrer Rede süßen Klang? Und haben wir nicht die Aussicht, nach dem letzten Gange dicht an ihr Herz gelegt zu werden zur endlichen Auflösung? Und nun denke Dir dagegen,

daß wir ihrem Schoße entrissen würden, daß wir in einem Lande, das uns fremd ist und wo man uns nicht versteht, in die Grube gebettet würden und daß kein Zeichen der Liebe, kein Mal des Andenkens an unserem Hügel haftete, daß der fremde Mann sorglos darüber hinschritt und das fremdländische Weib wohl gar mit einem Fluche ihn ihren Kindern zeigte.“

„Halt ein!“ sagte Bietinghoff; „ja, es ist ein betrübender, düsterer Gedanke.“

„Nun wohl! dieser traurige, düstere Gedanke bewog mich dazu, ein heiliges Versprechen, ein Gelöbniß von Dir zu verlangen.“

„Sprich!“

„Wir Beide ziehen in's Feld. Beide werden wir heimkehren in das Land unserer Väter, als Sieger hoffentlich, nicht mehr als Unterdrückte; oder Beide fallen wir im gerechten Kampfe für unsern Herd; oder Einer von uns überlebt den Andern. In dem letzteren Falle nun, wenn ich von feindlicher Kugel oder vom Schwertstreich des Franken getroffen fallen sollte, verlange ich den Schwur von Dir, daß Du,

sobald Du Kunde davon erhältst, Alles aufbieten wollest, um meinen Leichnam aufzufinden, ihn nach Deutschland zurückzuführen und ihn in Deutschlands geweihter Erde zu bestatten.“

„Ich schwöre es Dir,“ sagte der Freund, indem er ihm mit schmerzlichem, treuem Lächeln die Hand reichte.

„Du lächelst!“ sprach Friesen; „wiederhole mir das Gelöbniß mit ernster Miene!“

„Ich schwöre es Dir!“ wiederholte August von Vietinghoff, dieses Mal ernst und mit Thränen in den Augen.

„Danke!“ sagte Friedrich. „Und welchen Gegenstand soll ich Dir leisten oder vielmehr: was kann ich Dir geloben, um Deine heilige Pflicht auszugleichen? Möchtest Du nicht auch mit dem Bewußtsein fortziehen, daß Du in jedem Falle, lebendig oder todt, zurückkehren werdest in unser innig geliebtes Heimatland?“

„Auch ich wünsche es.“

„Nun wohl an! so gelobe auch ich, Dich, wenn ich Dich überleben sollte im heiligen Kampfe, zurück-

zutragen in die Heimat und Dir Dein Bett zu bereiten unter den Hügeln unserer Angehörigen.“

„Schlag ein!“ rief Vietinghoff, ihm die Hand hinreichend.

Friesen fügte die seinige mit einem kräftigen Handschlage hinein und die Freunde schieden von einander.

Friesen hatte seinen Weg nur wenige Schritte weit fortgesetzt, als ihm eine Abtheilung Landwehrmänner, ungleich uniformirt und gerüstet, begegnete. Alle befeelte aber der gleiche Geist, dem sie in Schenkendorf's flammendem Liede Ausdruck gaben:

Es klingt ein hoher Klang,
 Ein schönes deutsches Wort
 In jedem Hochgesang
 Der deutschen Männer fort;
 Ein alter König hochgeboren,
 Dem jedes deutsche Herz geschworen;
 Wie oft sein Name wiederkehrt,
 Man hat ihn nie genug gehört.

Das ist der heil'ge Rhein,
 Ein Herrscher, reich begabt,
 Des Name schon wie Wein
 Die treue Seele labt;

Es regen sich in allen Herzen
 Viel vaterländ'sche Lust und Schmerzen,
 Wenn man das deutsche Lied beginnt
 Vom Rhein, dem hohen Felsenkind.

Sie hatten ihm geraubt
 Der alten Würde Glanz,
 Von seinem Königshaupt
 Den grünen Rebentranz;
 In Fesseln lag der Held geschlagen,
 Sein Bünnen und sein stolzes Klagen,
 Wir haben's manche Nacht belauscht,
 Von Geisterschauern hehr umrauscht.

„Der Volksgeist hat seine Höhe erreicht,“ sprach Friesen bei sich selber; „und ihr, deutsche Dichter, habt eure schönsten Blüten auf dieser Höhe entknospen lassen, du mein Arndt, du feuriger und kräftiger Wächter des Rheins, du Rückert, du Theodor Körner und du, mein frommer Max, dessen sinniges Lied jene ausziehende Kämpfern so eben fangen.“

Vor der Kaserne in der Lindenstraße traf er eine Schaar vom Landsturme, die zu ihren Uebungen auszog und darunter viele liebe Bekannte. Die geistigen Führer gingen mit der Pife und mit gutem Beispiele voran und viele von ihnen dienten in einer und der-

selben Compagnie. Friesen erblickte Fichte und seinen Sohn, Buttman, Rüks und Schleiermacher. Fichte hatte sich schon als Patriot unsterblich gemacht. In der Zeit der Erniedrigung hatte er die Deutschen aus dem Schlafe geweckt mit den geharnischten Worten: „Unsere Zeit ist das Zeitalter der absoluten Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit und der völligen Ungebundenheit ohne einigen Leitfaden: der Stand der vollendeten Sündhaftigkeit.“ Unererschrocken war er später mit seiner gewaltigen Sprache hervorgetreten gerade in der Zeit, als Berlin von französischen Truppen besetzt war. Damals schon ging er darauf aus, dem Staate ein Leben aus sich selber zu erwecken, denselben auf Freiheit, Bildung und Vaterlandsliebe zu begründen, — mit seinen Worten gesagt: „Das nationale Leben sollte entspringen aus der Flamme der höheren Vaterlandsliebe, welche die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert, und der Uedle, der um des Ersteren willen da ist, sich eben opfern soll.“

Jetzt standen die Edelsten sämmtlich bei einander; Alle gemeinsam. „Hier tauge ich nur zum Gemeinen,“ hatte Fichte gesagt, als man ihn hatte zum Offizier machen wollen.

„Ach,“ klagte Buttmann, indem er Friesen die Hand schüttelte, „es ist mir bis jetzt im Leben Nichts so schwer geworden, wie rechts und links zu unterscheiden. Meinem Freunde Rühß ergeht es aber gerade ebenso und wenn wir beim Exerciren Wendungen zu machen haben, so stoßen wir entweder mit den Rücken oder mit den Nasen aneinander.“

Friesen lachte.

„Es wird bald vor den Feind gehen, Herr Professor; dann kommt es auf rechts oder links nicht viel an; dann geht's vorwärts.“

Der große Grieche aber sah ihn ob dieser Worte mit gar bedenklicher Miene an.

„Ja,“ sprach er dann mit betäubtem Gesicht, indem er seinen Speiß schulterte; „ihr habt gut reden; ihr seid von Natur herzhaft.“

Aber rüstigen Schrittes zogen sie Alle weiter,
dem Halleſchen Thore zu, anſtimmend Freimund Rai-
mar's erfriſchendes lebensmuthiges Lied:

Der Landſturm! der Landſturm!
Wer hat das ſchöne Wort erdacht,
Das Wort, das donnert, blißt und kracht,
Daß Ein'm das Herz im Leibe lacht?
Wenn ganz ein Land zum Sturm erwacht,
Wer hat den Landſturm aufgebracht?

Der Landſturm! der Landſturm!
Der Bauer iſt ein ſchlechter Schuſt,
Der nach Soldatenhülfe ruft:
Der Bauer, der ſich ſelbſt macht Luſt,
Den Feind, den Schuſt, ſelbſt pufft und knufft,
Der Bauer iſt kein ſchlechter Schuſt.

Der Landſturm! der Landſturm!
Die Glocke, die zur Lauf mich trug,
Die Glock', die mir zur Hochzeit ſchlug,
Die Glocke ruft mit lautem Zug;
Der Glocke Ruf iſt niemals Trug,
Die Glocke ruft, das iſt genug.

Der Landſturm! der Landſturm!
Hörſt Du's vom Kirchthurm ſtürmen, Frau?
Siehſt Du die Nachbarn wimmeln? ſchau!
Und drüben ſtürmt es auch im Gau.
Ich muß hinaus! Auf Gott vertrau!
Des Feindes Blut iſt Morgenthau.

Der Landſturm! der Landſturm!

So schritten sie dahin, die Männer des Volkes und der edelste unter den Vertretern von Deutschland's blühender Jugend mit ihnen. In der Lindenstraße, ohnweit von dem sogenannten Rondeel, verabschiedete sich Friedrich Friesen von Senen, aber er schauete ihnen noch nach mit einem Blicke voll Freude, Nührung und Bewunderung.

Sechstes Capitel.

Plamann's Anstalt.

Friesen trat in das Haus des Grafen Haugwitz, in der Lindenstraße Nr. 4. *1830*

Dieses Haus hatte Plamann für seine Anstalt gemiethet, nachdem dieselbe in einem früheren Lokale in der Unterwasserstraße zu bedeutendem Umfange und hohem Ansehen gediehen war. Die Anstalt gehörte zu jenen Pflanzstätten, in welchen der Geist der neuen Zeit gepflegt, die National-Erziehung auf eine erhabene Idee begründet werden sollte. Die Idee hatten Fichte und Pestalozzi gegeben, Dieser vom Standpunkte der Humanität, Jener aus dem Gesichtspunkte eines Volks-Erziehers.

Fichte hatte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ das Pestalozzi'sche System scharf kritisirt, Manches daran offen getadelt, die Grundidee aber wohl geeignet gefunden für eine National-Erziehung, wie er sie im Sinne hatte. In Betreff einer Erziehungsanstalt nach seinem Plan äußerte er: „Für die erste Erziehung bedarf es zuvörderst tauglicher Lehrer und Erzieher. Dergleichen hat die Pestalozzische Schule gebildet und ist stets erbötig, mehrere zu bilden. Ein Hauptaugenmerk wird anfangs sein, daß jede Anstalt der Art sich zugleich betrachte als eine Pflanzschule für Lehrer und daß außer den schon fertigen Lehrern um diese herum sich eine Menge junger Männer versammle, die das Lehren lernen und ausüben zu gleicher Zeit und in der Ausübung es immer besser lernen.“

In diesem Sinne hatte denn auch Plamann eine Anzahl der ausgezeichnetsten und strebsamsten Männer, meistens noch in jugendlichem Alter, um sich versammelt, unter ihnen: Friedrich Friesen; Klöden, nachher Direktor der Gewerbeschule; Eiselen, den nach-

maligen Hallenser Professor und seinen Bruder Ernst, den Vorsteher einer Turnanstalt; August, Direktor des kölnischen Realgymnasiums zu Berlin; Kupsch, den Erzieher des Prinzen Radziwill; Harnisch, späteren Direktor des Seminars zu Weisensfels; Sahn, damals Seminarist am grauen Kloster und noch Andere, von welchen auch Einige, als Hauslehrer, in der Anstalt wohnten.

Plamann selber schwärmte für die Pestalozzi'schen Ideen und hatte ihnen sein Leben gewidmet. Er war selber zwei Mal zu Pestalozzi gereist, nach Burgdorf und Yfferten, um von der Quelle zu trinken. Seine Anstalt war auf etwa 90 Zöglinge eingerichtet, von denen aber nur dreißig in der Anstalt wohnten, die anderen, die sogenannten Halbpensionäre, die Anstalt nur von 8 Uhr morgens bis 7 Uhr abends besuchten, aber Unterricht und Kost erhielten. Das Institut erfreute sich eines erstaunlich schnellen Aufschwungs, wurde aber auch durch die Unterstützung, die ihm von Seiten des Königs zutheil wurde, und

durch die Theilnahme der höheren Stände begünstigt. Plamann, obgleich er es durchaus ernst mit seiner Sache meinte und aller Marktschreierei abhold war, verschmähetete es doch auch nicht, das Institut, sobald sich die Gelegenheit bot, dem Publikum von der vortheilhaftesten Seite vor Augen zu stellen; dazu wurden namentlich öffentliche Prüfungen angeordnet, welche je vierzehn Tage währten und von Personen der höchsten Stände, oft auch von den Mitgliedern der königlichen Familie besucht wurden.

Obgleich im Allgemeinen unter dem Lehrer=Personal ein einträchtiger und würdiger Geist herrschte, so fehlte es doch auch bei den vielen Köpfen, dem alten Sprüchworte gemäß, nicht an vielen Sinnen. Es lag dies namentlich an dem Umstande, daß die Idee Pestalozzi's, an sich noch neu und hier einem besondern weniggleich erhabenen Zwecke dienstbar, in verschiedenem Verständniß aufgefaßt wurde. Die früheren Gehülfen, wie Heldenmaier, Maurer und Comte, faßten die Grundsätze Pestalozzi im strengsten und engsten Sinne ihres Gründers auf. Plamann,

der selber dieser Auffassung treu blieb, begünstigte daher auch später diejenigen Männer, welche ihm darin zur Seite standen; diese waren namentlich der Schweizer Hagenauer und der nachmalige Direktor des Neuwieder Seminars, Braun. Dagegen konnte er es doch nicht hindern, daß sich nicht auch, angeregt von Harnisch, Fahn und Friesen, eine andere Richtung geltend machte, welche jener überschwänglichen und doch einseitigen Auffassung auszuweichen suchte; ja, diese Richtung erhielt später durch Friesen ein ganz entschiedenes Uebergewicht. Alle drei, Fahn, Harnisch und Friesen hätte man politisirende Pädagogen nennen können und der Letztere arbeitete mit Zeune längst im Stillen auf eine Volkserhebung hin.

Als Friesen in das Haus trat, fand er die Zöglinge theils auf dem Hofe, theils in dem schattenreichen Garten versammelt; aus den beiden Turnsälen erscholl ein munterer Lärm; nur wenige Schüler, die mit ihren Aufgaben im Rückstande sein mochten, saßen im Schulzimmer oder im Arbeitssaale, wo jedem Zöglinge ein besonderer Schrank zugewiesen war.

Friesen wurde von den jungen Leuten mit herzlicher Freude bewillkommnet, um so herzlicher, als man wußte, daß er gekommen war, um Abschied zu nehmen. Er begrüßte Hagenauer und Braun freundlich, wechselte aber nur wenige Worte mit ihnen, Hagenauer benahm sich stets ein wenig breitspurig und man konnte ihm vielleicht anmerken, daß er Bierbrauer gewesen war, bevor er sich dem pädagogischen Fache widmete; Braun nahm dagegen eine entschieden vornehme Miene an. Beide wußten, daß sie bei Plamann und bei der Behörde viel galten. Herzlichere Worte tauschte Friesen mit Kupsch, der eine reiche Natur und viel Gemüth besaß und sich, als Friesen ihm jetzt sein Herzensleid klagte, in der zartesten Weise ihn zu trösten bemühte. Bald gesellte sich Markwaldt, der Schreib- und Zeichenlehrer zu ihnen, über dessen Aeußeres die Schüler oft lächelten, obgleich sie ihn wegen seiner wohlwollenden Gesinnung liebten. Plaudernd gingen sie nach dem Garten, wo sie den Professor Schmidt antrafen, der, obgleich eckig und einseitig, doch als Lehrer der Geographie in Ansehen

stand und auch bei Hofe unterrichtete. Harnisch hatte eine Schaar Schüler um sich versammelt, die er über einen Gegenstand der Obstkultur belehrte; er verließ sie jedoch und trat zu der Gruppe der Lehrer, als er sah, daß Benz gerade eintraf. Letzteren, der von Haus zu Haus lief, um Privatunterricht zu erteilen, pflegte er wegen seiner Geschäftigkeit aufzuziehen.

„Nun, Herr Barbier, den wievielften Kunden haben Sie so eben eingeseift?“ rief er ihm lachend entgegen.

„Ich komme aus der siebenten,“ erwiderte Benz mit ernsthafter Miene, indem er sich den Schweiß von der Stirn trocknete.

Inzwischen war Sahn aus dem Turnsaale gekommen und trat zu Friesen heran. Sahn war damals schon aus den Jünglingsjahren heraus und fast zehn Jahre älter als Harnisch. Er hatte vor kurzem sein „Deutsches Volksthum“ erscheinen lassen, ein Buch, das wegen seines glühenden Patriotismus und der Verherrlichung der deutschen Nationalität, die darin ausgesprochen waren, ja schon wegen der Neuheit des

Sahn'sche Landwirthschaft

Gegenstandes — denn deutsches Volksthum war damals der Sache und dem Worte nach neu — das höchste Aufsehen erregte und den Beifall der hervorragendsten Zeitgenossen erwarb. Sahn's Haupt war schon mit einer Glaze versehen und sein nicht gerade einnehmendes Gesicht wurde von einem Kranze schlaff herunterhängender Haare umrahmt. Durch die Kraft und Gewandtheit aber, die sich in seinem Gliederbau zeigte, mehr noch durch sein praktisches Wesen, seine treffende, oft grobe Ausdrucksweise, besonders aber durch seine Lust, sich zu jeder Zeit mit der Jugend zu tummeln, war er der vergötterte Liebling und Meister der Knaben und Jünglinge.

Sahn wollte, ebenso wie Friesen, in die Lützow'sche Freischaar eintreten und Beide unterhielten sich, so oft sie sich sahen, angelegentlichst über diese Truppe, welcher man den Namen der „schwarzen Schaar der Rache“ gegeben hatte und auf deren Wachen und Wirken man damals größere Hoffnungen und Erwartungen setzte, als es die Folgezeit rechtfertigte.

„Unsere Schaar hat sich in Sachsen bereits um fünfhundert Mann verstärkt und der Rittmeister von Bismarck hat ihr aus der Altmark eine Husaren-Schwadron zugeführt;“ erzählte Friesen. „D, wenn sich doch unsere Hoffnung erfüllte,“ setzte er in begeistertem Tone hinzu, „o, wenn unser Häuflein die Brandfackel würde, ganz Deutschland in Flammen zu setzen!“

„Es ist jetzt vor Allem nöthig,“ entgegnete Sahn, „daß die Freischaar dem Heere vorangehe, daß sie schnelle Bewegungen und Angriffe im Rücken des Feindes unternimmt. Dennoch“ fuhr er nach einer Pause fort — „dennoch dürfen wir die Wirkung einer solchen Truppschaar nicht überschätzen. Von einem Großmächtsheere müssen die Vernichtungsschläge geführt werden: meine Hoffnung ruhet auf Preußen. Freilich erblicke ich in dem preußischen Staate nicht etwa das Höchste, was menschliche Regierungskunst zu Wege bringen kann, aber ich entdecke in ihm eine Triebkraft zur Vervollkommnung und einstigen Vollendung. Er ist mir der Kern vom zerplitterten Deutschland, der

jüngste schnellwüchsigte Sprößling aus der alten Reichswurzel, der, da das Alte einmal unaufhaltsam verging, als überlebender Stellvertreter des greisigen Hauptstammes emporzustreben scheint. Preußen eignet sich zur Vormundschaft, deutsch ist der Name und die überwiegende Mehrzahl des Volkes. Es beherrscht Ströme und reicht mit ihnen in's Meer, hat ausgedehnte Küsten, die von der Natur durch Flachheit, Borinseln und Binnengewässer wohl verwahrt sind, und im Innern den schönsten Wasserzusammenhang. Selbst das Land, das ihm den Namen gegeben, ist eine alte Pflanzung, die dem deutschen Heldennuthe und Verschönerungsgeiste Ehre macht. So ahne ich in und durch Preußen eine zeitgemäße Verjüngung des alten ehrwürdigen deutschen Reiches und in dem Reiche ein Großvolk, das zur Unsterblichkeit in der Weltgeschichte menschlich die hohe Bahn wandeln werde.“

Friesen hörte diesen Worten mit Begeisterung und Andacht zu. Nicht nur, daß die Prophezeiung, die sie enthielten, in seinem Innern anflang wie eine liebliche Verheißung eines guten Geistes, sondern auch

der Mann, der sie sprach, hatte etwas Mächtiges in seinem Aeußeren, in seinen Gedanken und in seiner Stimme. Er war ein ganzer Mann des Volkes, in des Wortes vollster Bedeutung: nicht hoch und gelehrt geschult, aber umsichtig und treffend, hatte gar viel gedacht und verarbeitet und schlug dabei niemals in Büchern nach, sondern holte Alles, was er vorbrachte und geltend machte, aus seinem erstaunenerregenden Gedächtniß.

Die Schüler hatten sich indessen im Schulzimmer versammelt und Plamann trat vor sie hin und meldete ihnen, was ihnen leider schon zu ihrem Schmerze bekannt geworden war: daß sie ihre beiden geliebtesten Lehrer verlieren, sie dem Dienste des Vaterlandes abtreten sollten.

Darauf gemahnte Friesen in begeisterten Worten an die Gedanken, die sein großer Lehrer Fichte ausgesprochen und den Deutschen an das Herz gelegt hatte.

„Euch Jünglinge beschwor er vor allen Anderen, Euch fähig zu halten der Gedanken, die über das Gemeine hinausragen und erregbar zu bleiben für jedes

Gute und Tüchtige. Verdichtet die Flamme Eurer Einbildungskraft durch klares Denken, damit Ihr Charakterstärke, die schönste Ausstattung des Menschen, erhaltet! Schließet Euch mit Stolz an die edle Reihe Eurer Vorfahren und forget, daß bei Euch die Kette nicht abreiße! Gebet nicht Veranlassung, daß Eure Nachkommen sich Eurer schämen müssen, als eines niederen, barbarischen und sklavischen Geschlechts! Ja, die Vorsehung und der göttliche Weltplan beschwören Euch, Eure Ehre und Euer Dasein zu retten!"

Dann trat Tahn vor und sprach in gleichem Sinne über die Volkserziehung, für welche er an der Anstalt, von der er nun scheiden sollte, mitgearbeitet hatte.

„Die Wirkungen einer solchen deutschen Volkserziehung,“ so schloß er, „werden unendlich sein, wie alles Gute über die Grenzen des Staates sich verbreiten und über seine Dauer hinausleben. Mit dem Staate, durch ihn, für ihn und in ihm wird der Bürger fühlen, denken und handeln; er wird mit ihm und dem Volke Eines sein im Leben, Leiden und

Lieben. Aus dem Wechsel aller Zeiten wird immer schöner das Volksthum und die heilig bewahrte Ursprünglichkeit von Geschlecht zu Geschlecht sich abspiegeln. Es werden große Menschen aus der Erziehung hervorgehen, da unsere Schulen bis jetzt nur höchstens fertige Geschäftsleute ziehen konnten. Wenn Ihr Euch auf diese Weise bildet und dann aus der Schule in's Leben tretet, so werdet Ihr handeln, ohne erst Andern abzusehen, was Ihr thun solltet. Ihr werdet schon Meister sein, wo wir Anfangsversuche stümper-ten. Gewöhnet Euch einfach, bildet Euch einstimmig aus, ahmet das Gute nach, liebet das Schöne, achtet das Große, strebet nach dem Dauernden! Dann besiget Ihr lebenswaltende Mächte, welche Solche, die sich überfeinert, verbildet, vergrübelt und frühverlebt haben, weder durch Kunst und Wissenschaft noch durch Lebenskampf gewinnen können. Ihr werdet Euch leicht glücklich fühlen, wenn Ihr erzogen wurdet, das wahre Glück zu empfinden, Freude zu spenden, in Frohsinn mit einzustimmen, wenn Ihr Eure natürliche Eintracht kindlich in der Jugend und männlich

in reiferem Alter bewahret. Mit solcher Hochkraft zum Volke erzogen, werdet Ihr Euch als Menschen, als Bürger, als Deutsche fühlen. Was man weiß, versteht und kann, ist sicherer als was man besitzt. Kenntnisse und Fertigkeiten können nicht ausgeplündert werden; Geistesgüter können nicht durch Zwang abgeliehen werden und Herzensschätze bleiben frei von Lieferungen. Das Volk wird zu einer großen, innig verbundenen Familie zusammenwachsen, die auch das kleinste Mitglied nicht sinken läßt. Es wird eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem Vaterlande geben; kein kindisches Zurückverlangen nach der Erdscholle. Aber eine Sehnsucht nach dem Wohnsitz alles Geliebten, ein gerechtes Heimweh nach heimischen Seelen und verschwisterten Herzen. Zum bereitwilligen Knechte und gehorsamen Dienstlinge kann ein solches Vaterland in aller Ewigkeit nicht werden.“

Zum Schlusse dankte Plamann den beiden Lehrern für die Dienste, die sie der Anstalt geleistet hatten und richtete dann das Wort an die Zöglinge.

Plamann stand damals im Anfange der vierziger Lebensjahre. Er war von mittlerer Größe und breitschultrig, aber doch nur schwächlich von Gestalt, dabei auch von schwankender Gesundheit. Das Haar trug er von der freien, hohen Stirn nach hinten gekämmt und lang im Nacken. Gewöhnlich sah er düster und ernst aus; seine regelmäßigen Züge verriethen aber die verdeckte Liebe und Güte, die Offenheit und Klarheit und die Vorzüge des Herzens, die in seinem ganzen liebevollen Wesen walteten.

„Es wird,“ so schloß er seine Rede, „die Zeit kommen, vielleicht bei unseren Enkeln und Urenkeln, daß das deutsche Volk den Rang und die Reihe einnehmen, die ihm gebühren; denn es ist das beste, das tapferste, das höchst geschickte und höchst wissenschaftliche Volk. Möge der Geist, der die Jahrhunderte durchwehte, möge der göttliche Geist auch ferner beim deutschen Volke leben, dem besten Volke! Möge das deutsche Volk einig werden als Reich und Staat! Es lebe Deutschland!“

Siebentes Capitel.

Der Turnplatz in der Hasenhaide.

Bruno war inzwischen in Berlin eingetroffen und betrieb seinen Eintritt in das Lützow'sche Corps mit um so größerem Eifer, als er sich jetzt sein Verweilen in Bamberg zum Vorwurfe machte und, wie so viele eifrige Sünglinge, fürchtete, er könnte irgend eine große Waffenthat versäumen, die durch plötzliche und unvorgehene Ereignisse zu Stande käme. Mit großer Freude war er Friesen begegnet, der ihm in Breslau trotz nur kurzer Bekanntschaft lieb geworden war. Beide hatten ein Zusammentreffen auf dem Turnplatze in der Hasenhaide verabredet. Bruno nahm den lebhaftesten Antheil an dem rüstigen Treiben der Schuljugend, die den Nachwuchs für die abziehenden Krieger-

Sünglinge bilden sollte, und Friesen mochte nicht scheiden, ohne noch ein Mal das Feld in der Reise zu beschauen, an dessen Urbarmachung und Besamung er so rüstig mitgearbeitet hatte. Er hatte auf Sahn's Wunsch längere Zeit das Ordneramt in dem Berliner Turnverein verwaltet und eine Fechtergesellschaft gegründet, welche oft von Fechtmeistern und starken Fechtern aus allen Schulen besucht wurde.

Am östlichen Ende des Gehölzes, welches die Hasenhaide genannt wird, erhebt sich ein Hügel, mit jungem Eichenholz bewachsen. Man hat von hier eine Aussicht nach dem alten Kollkrug, über die Straße, welche nach Nixdorf führt, bis weiter nach der Köpenicker Haide. Am Fuße des Berges zieht sich die Hauptstraße der Hasenhaide entlang, an deren einer Seite sich die Militair-Schießstände, an der andern die vielbesuchten Bierlokale befinden. Das Gehölz auf dem Gipfel des Hügels heißt jetzt der Karlsgarten und dient als Militair-Schießplatz. In damaliger Zeit befand sich hier der Berliner Turnplatz, der, nachdem

das Turnen unter der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. wieder zur öffentlichen Schulsache autorisirt worden, nach dem unteren Theile des Hügels verlegt worden ist.

Die Turnkunst hatte damals den ersten Eingang bei der deutschen Jugend gefunden. Der tief denkende Gelehrte und Vaterlandsfreund, Professor Fichte, hatte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ darauf hingewiesen, daß man vorzugsweise auf die Jugenderziehung sein Augenmerk richten müsse, um eine kräftige Nation zu erzielen. Das war leicht einzusehen; denn wie man den jungen Baum zieht, so erstarkt und erwächst er zum Stamm, und auch das alte Sprüchwort lehrt: „Ein guter Haken krümmt sich bei Zeiten.“ Man hatte bis dahin bei der Jugenderziehung ganz außer Acht gelassen, neben dem Geist auch den Körper zu bilden. Man hatte vergessen, daß der Körper der Tempel des Geistes ist, daß Schönheit Kraft und Gesundheit sich am innigsten mit Lebensfreude, Muth und Lernbegierde vereinen und daß beide Arten von Vorzügen, leibliche wie geistige, in gleicher Weise geübt

Handwritten note:
 ...
 ...

und ausgebildet werden müssen. Jetzt aber, durch Fichte angeregt, blickte man zurück in der Geschichte auf das griechische Volk, in dessen dichterische Meisterwerke man die Jugend einweihete, ohne sie zu den herrlichen Wettspielen und Leibesübungen zuzulassen, durch welche jenes Volk so frei, groß und glücklich geworden war. Man blickte auch auf die näher liegende Geschichte der Deutschen und lernte, daß die Deutschen früher ein selbstständiges und thatkräftiges Volk gewesen, in jener Zeit, als die Jugend zu allen edlen Thaten und körperlichen Geschicklichkeiten angeleitet worden war. Es kam in dieser Zeit der Kriegesnoth darauf an, ein kräftiges Heer zur Befreiung heranzubilden, denn die alte Kriegesmacht des Landes, obgleich sie zahlreich und wohl geschult gewesen, hatte sich unfähig gezeigt im Kampfe mit den sieggewohnten französischen Truppen. Man sah ein, daß es sich darum handelte, wie in Frankreich, eine kräftige Mannschaft heranzubilden, eine neue Kriegskunst und Fechtart anzunehmen, vor Allem aber, dem Volke und vor-

zugsweise der Jugend eine große Idee und ein tiefes Nationalgefühl einzulößen. Zu diesem Zwecke hatte man mit Freuden die Bestrebungen Friedrich Ludwig Sahn's gefördert.

Die ersten Turnübungen in ihren ungeregelten Anfängen stammten von Dessau, wo vielleicht Basedow oder ein Anderer den Gedanken gefaßt hatte, die Körpererziehung zur Anwendung zu bringen. Von dort waren sie durch Salzmann nach Schnepfenthal verpflanzt worden und erhielten hier 1785 eine weitere Ausbildung durch Guts Muths. Nach diesem Beispiele faßte man zuerst in Dänemark den Plan, den Gegenstand zur Volksache zu machen und dort, wie bald darauf auch in Schweden, wurden alle Landschulen mit Plätzen für Leibesübungen versehen. Guts Muths gab zuerst eine Bearbeitung der Gymnastik in einem Buche heraus; ihm folgte Vieth; inzwischen bildete sich die Sache in Schnepfenthal weiter aus. 1804 eröffnete der wackere Karl Roux eine gymnastische Anstalt zu Erlangen, die erste auf einer deutschen Hochschule. Die Absicht des damaligen preussischen Chefs

des geistlichen Departements, die körperlichen Uebungen der Jugend in den National-Erziehungsplan aufzunehmen, wurde in ihrer Ausführung durch den Ausbruch des Krieges verzögert. Fünf Jahre später gelang es Jahn, die wiedererwachte Gymnastik nach Berlin zu tragen.

Jahn war daher nicht mit Unrecht als der Vater der deutschen Turnkunst anzusehen. Dieser Mann war ganz für jene Zeit geschaffen: kräftig von Körper, kurz, derb und geistvoll von Wort, ein Freund der Jugend und ein noch größerer Freund des Vaterlandes, der, wie es in jenen Tagen erklärlich war, Vaterlandsliebe und Muth und Haß gegen den Feind predigte.

Anfänglich war Jahn nur mit einer kleinen Knabenschaar an den Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittagen nach der Hasenhaide ausgegangen, um sie auf jenem schattigen Plage auf dem Hügel zu körperlichen Uebungen anzuleiten. Bald darauf sah man mehrere Hunderte Knaben und Jünglinge zu gleicher Zeit in regem Wettspiel begriffen und die Heimkehren-

den wurden immer durch Andere ersetzt, die sich klassenweise einstellten bis zur späten Abendstunde. Sahn unterhielt das Turnen fünf Jahre auf eigene Rechnung und opferte dabei das Vermögen seiner ersten Frau Helene Kolloff. Erst nachdem der Staat von ausländischer Herrschaft befreit war, wurde das Turnen seitens der Minister Schuckmann, Bülow und Hardenberg gefördert.

Der Widerspruch blieb nicht aus. Es entspann sich ein Streit unter dem Namen Turnfehde und auch ein Theil der Tagespresse zog gegen die „Wurzelbäume“ und „Kniehangswellen“, die man für Gymnastik ausgeben wollte, zu Felde. Man machte geltend, die Turnerei bewirke außer den nicht seltenen sichtbaren Verletzungen auch innere Schädigungen und große Gefahren für die edleren inneren Gefäße, namentlich für das Herz; diese Schädigungen offenbarten sich nicht sogleich, aber doch in späterem Siechthum. Eine harmonische Ausbildung des Körpers, machten jene Gegner geltend, ließe sich durch wenige Uebungen, ohne Künstmacherei, erzielen; das Leben der Naturmenschen müsse

dabei zur Richtschnur dienen, wie es sich die Griechen in ihrer unmittelbaren Natürlichkeit zum Muster genommen, indem sie das Uebermaß der Leibesübungen verachteten und durch nur fünf naturgemäße Bewegungen, das sogenannte Pentathlon, die höchsten Erfolge in der Gymnastik erzielt hätten; übrigens, fügte man hinzu, müsse es sich bei den Leibesübungen nicht vorzugsweise darum handeln, die Muskelkraft auszubilden oder gute Soldaten zu erziehen, sondern heiter, schön und stark zugleich, des Daseins Wonne in Jugendkraft und Fröhlichkeit zu genießen und diesen Genuß bis in das höchste Alter zu bewahren; dann würden diese Wettspiele von selbst zu einer großen und freudigen National-Angelegenheit werden, dann könnte man den Turnern ein langes sonniges Leben und den Umgang der Musen und Grazien versprechen.

Diese Stimmen blieben in der Minorität und verhallten. Die Turnfeinde wurden von den Turnern schlechtthin als „Feuerfässer“ bespöttelt. Diese Bezeichnung mochte von Sahn selber ausgegangen

sein und es lag dabei das Breslauer Feuerlärmzeug, das vom Thurme blöfende Kalb, zu Grunde. —

Als Bruno auf dem Turnplatze ankam, wo er Friesen bereits antraf, herrschte dort ein reges Leben. Es war „Turnfüre“, die Zeit vor den geordneten Uebungen, wo Jeder sich nach eigener Wahl tummeln und üben konnte. Dort hatte sich eine Schaar versammelt, um im Sprunge über einen Graben zu wetteifern; hier übte man sich im Stabsprunge; am Klettergerüst war man an den Tauen und Stangen beschäftigt; Diese machten Uebungen am Reck, Jene am Barren; auf einem freien Platze hatte man den Gerkopf aufgestellt und suchte ihn mit kräftigem Wurfe zu stürzen; um den sogenannten „Dingbaum“ scharten sich die Neuangefkommenen, um zu lesen, wo und zu welcher Zeit man sich zu der nächsten Turnfahrt versammelte. So bewegte sich diese Menge von Knaben, lustig und ungebunden, bunt durcheinander und dennoch blieb Alles in den Schranken der Ordnung. Trotz dem Lärmen, den die heiteren Tungen verursachten, indem sie sich unterhielten oder einander zuriefen, zeigte

ihr frohes Treiben doch einen edlen Ernst, welcher dem Bewußtsein von einem gemeinsamen Zweck entquoll.

Die älteren Vorturner gingen von einem Trupp zum andern, hier Anweisung und Hülfe gebend, dort Streitigkeiten schlichtend. Mitten hindurch bewegte sich Zahn, stets von einer anhänglichen Schaar gefolgt. Er war ziemlich groß und breitschulterig, hatte eine hohe Stirn, ein lebhaftes blaues Auge, ausgeprägte Züge, welche Entschlossenheit und Derbheit verriethen; obgleich er in den besten Jahren des Mannesalters stand, war das Haupthaar und der volle, in's Nöthliche schimmernde Bart schon theilweise gebleicht. Immer hatte er ein ergößliches Wort oder eine ermunternde Scherzrede bereit, war dann aber auch einmal wieder heftig und zornig, wo er den Eifer vermißte, und ließ es auch wohl hier und da nicht an einem aufmunternden Knuff fehlen. Den älteren Schülern erzählte er Manches aus seinem viel bewegten Leben, auch wohl zuweilen einen lustigen Zug aus seiner Universitätszeit. Er hatte als Student fast alle Universitäten Deutschlands besucht und schon damals da-

nach gestrebt, den fehlenden Sinn für Gemeinsamkeit unter der studirenden Jugend zu verbreiten; namentlich hatte er den verderblichen und thörichten Zwiespalt, der unter den Landsmannschaften herrschte, zu verbannen gesucht und sich dadurch selber die unangenehmsten Händel mit diesen Verbindungen zugezogen.

Da Fahn ebenfalls vom Turnplatze scheiden mußte, um an dem Feldzuge theilzunehmen, so hatte er in Breslau einen seiner ältesten Schüler, Ernst Eiselen, gewonnen, seine Stelle zu vertreten. Dieser war durch die Folgen einer früheren langwierigen Krankheit und verfehlten Heilart nicht geeignet, sich den Beschwerden des Krieges zu unterziehen. Er stand demnach während des Feldzuges der Turnanstalt vor und errichtete später, nachdem die öffentlichen Turnplätze geschlossen waren, eine Privat-Anstalt in der Dorotheenstraße in Berlin. —

Das frohe Leben, das bereits auf dem Turnplatze herrschte, steigerte sich zu lautem Jubel, als es verlautete, daß Blücher der Anstalt einen ganz unerwarteten Besuch zgedacht hatte. Er traf auch schon nach

einer halben Stunde ein und wurde von Lehrern und Zöglingen mit geziemender Ehrerbietung empfangen.

Bruno war hoch erfreut, den Mann in der Nähe zu sehen, von dem man schon beim Beginn des Feldzuges große Erwartungen hegte, wiewohl man noch nicht vermuthete, daß er bald zu den Volkshelden gerechnet werden müsse, die wie eine dämonische Macht auftreten, wenn es sich um Leben oder Tod eines Volkes handelt. Man wußte, er war ein wilder Officier, der stürmisch in's Leben hinausfuhr, seine Zeit unter Jagd, Spiel, Gelagen und Liebesfreuden theilte, aber auch mit tüchtigem Sinn an allem Guten theilnahm; die Wenigsten mochten aber ahnen, daß er zuletzt dem gewaltigen Kaiser als der einzig ebenbürtige Kämpfer gegenüber stehen würde, um ihn vom Throne zu stoßen.

Die Turner ließen es nicht an Wetteifer fehlen, um dem alten General ihre besten Leistungen vor Augen zu stellen. Er war im höchsten Grade zufrieden und, scharfsinnig und redefertig, wie er immer war, sagte er ehe er wegging, aufmunternd zu den

Tungen: „Fahret nur so fort bis zu Eurem vierundzwanzigsten Jahre, und ich verspreche Euch die schönsten Frauen!“ Er mochte also wohl im Zweck der Gymnastik eine Rehabilitation des Fleisches im edelsten Sinne erkennen; wenigstens hatte er nicht die einseitige praktische Ausbildung im Auge, welche Viele in jener Zeit damit verknüpften.

Sahn unterließ nicht, an diese Mahnung zum Fortschreiten noch seine eigene Bemerkung zu knüpfen und fügte in seiner originellen Weise hinzu:

„Wann dem Menschen erst Gott, Gewissen und Glaube an den selbsteigenen Fortschritt geraubt werden, wenn Freyhans sich selber nur für ein selbstbewegliches Rothgestelle hält, wo das Gehirn Gedanken absondert, wie die Leber Galle und die Nieren Harn, so kann er nichts leisten, wohl zerstören, aber nicht bauen. So bleibt er bei Wissen und Wiß nur ein Bettelvogt.“

Es waren Worte, als ob sie schon damals auf die Stoff- und Kraft-Physiologen der neuesten Zeit gemünzt gewesen wären.

Dann ging er wieder auf jene seiner politischen

Gegner über, die er mit dem Namen „Allemannen“ zu bezeichnen pflegte.

„Sie sind,“ sagte er von ihnen, „wie die Juden in Moses Zeit, die lieber elendiglich in der Wüste verkommen, weil ihr Trogkopf sich einmal darauf gesetzt hat, kein gelobtes Land und keine geschichtliche Entwicklung anzuerkennen. In der Wüste verstockt, wollen sie lieber zur Knechtschaft eines großen Völkerzwingers zurück, als durch stete Arbeit und edlen Kampf zur volksthümlichen Wiedergeburt.“

In einer Unterredung mit Bruno, fragte ihn dieser, ob er mit dem turnerischen Symbolum und Wahlpruch noch etwas mehr als den gewöhnlichen Sinn der Worte auszudrücken beabsichtigt habe.

„Ich gab den Turnern diesen Wahlpruch,“ entgegnete Sahn, „damit sie diese vier Worte in treuem Gedächtniß bewahren und im thätigen Leben beweisen möchten; frisch nach dem Rechten das Beste wählen; frei sich halten von der Leidenschaften Drang, von des Vorurtheils Druck und des Daseins Aengsten; fröhlich die Gaben des Lebens genießen, nicht in

Trauer vergehen über das Unvermeidliche, nicht in Schmerz erstarren, wenn die Schuldigkeit gethan ist, und den höchsten Muth fassen, sich über das Mißlingen der besten Sache zu erheben; fromm die Pflichten zu erfüllen, leutselig und volllich, und zuletzt die letzte, den Heimgang. Dafür werden sie gesegnet sein mit Gesundheit des Leibes und der Seele, mit Zufriedenheit, so alle Reichthümer aufwiegt, mit erquickendem Schlummer nach des Tages Last, und bei des Lebens Müde durch sanftes Entschlafen.“

Die Abendröthe schimmerte durch die Wipfel der jungen Eichen und Fichten, als die letzten Riegen vom Turnplatze aufbrachen. Sahn, Friesen, Eiselen und Bruno schritten in heiterem Gespräche nebenher, während die Knaben die Turnlieder anstimmten, die bei der jetzigen Generation nunmehr verschollen sind:

„Als der Turnvater, der alte Sahn,
 Aufrief zu des Volkes urheiligem Rechte,
 Ei, da folgt' ihm ein wahrhaft Geschlechte.
 Schwerter geschwungen,
 Gerungen, gesprungen,
 Suchheissa, ihr feurigen Jungen!
 Suchhei!“

Oder ein anderes:

„Doch es sungen
Die Jungen,
Frisch, fröhlich und frei,
Die muthigen Söhne der Turnerei.
Sternaugen funkeln, Schwerter sind bloß,
Laut schallet der Freiheit Drommetenstoß.“

Herrlich

In der Markgrafenstraße kam Bruno an dem Hause vorüber, wo, wie er wußte, Bertha's Eltern wohnten. Es war nicht zu spät, noch hinaufzugehen und er wollte sie vor seiner Abreise noch ein Mal sehen.

Die Herrschaft sei nicht zu Hause, sagte die Magd, nur das Fräulein wäre auf ihrem Zimmer.

Bruno ließ sich als ein Herr aus Bamberg, der eine Bestellung an das Fräulein hätte, anmelden und wurde angenommen.

Bertha zeigte sich überrascht bei seinem Eintritt; sie nannte einen anderen Herren, den sie auf die Anmeldung zu sehen erwartet hatte. Eine leichte Röthe lag über das bleiche Gesicht und die schönen großen blauen Augen leuchteten auf mit einem Blick der Freude; einer Freude, wie wir sie empfinden, wenn

wir unerwartet ein Wort vernehmen, das nach der Trübsal neue Hoffnung in unserm Herzen erweckt oder wenn uns nach langer Krankheit der erste Sonnenstrahl der Genesung in's Antlitz lächelt.

Durfte Bertha sich der Hoffnung hingeben? konnte sie genesen von dem Leide ihres Herzens? durfte sie sich wirklich freuen beim Anblick des schönen Jünglings, dessen Rede sie oft mit Wohlgefallen gelauscht, in dessen Auge sie stets so selig geschaut hatte, wie man in den blauen Aether einer heiteren Ferne, oder in das ruhig wallende Meer oder in den milde schimmernden Mond blickt?

Wie oft, seitdem sie von ihm getrennt gewesen, hatte sie, wenn sie allein war, die Strophen von Goethe gesungen, die ihr so recht auf den Geliebten zu passen schienen:

Hoch ist sein Schritt, fest ist sein Tritt,
 Schwarzes Haar auf runder Stirne webet,
 Auf den Wangen ew'ger Frühling lebet.
 Hoch ist sein Schritt, fest ist sein Tritt;
 Edler Deutschen Tüße schreiten mit.

Wonn' ist die Brust, keusch seine Lust;
 Schwarze Augen unter runden Bogen
 Sind mit zarten Falten schön umzogen.
 Wonn' ist die Brust, keusch seine Lust;
 Gleich beim Anblick du ihn lieben mußt.

Roth ist sein Mund, der mich verwundet,
 Auf den Lippen träufeln Morgendüfte,
 Auf den Lippen säufeln kühle Lüfte.
 Roth ist sein Mund, der mich verwundet;
 Nur ein Blick von ihm macht mich gesund.

Treu ist sein Blut, stark ist sein Muth;
 Schutz und Stärke wohnt in weichen Armen,
 Auf dem Antlitz edeles Erbarmen,
 Treu ist sein Blut, stark ist sein Muth;
 Selig, wer in seinen Armen ruht.

Daß sie sich dieser Seligkeit niemals erfreuen würde, daß sie sich der Freude, die bei seinem unerwarteten Anblick in ihrem Herzen aufleuchtete, nicht hingeben dürfe, — das wußte und fühlte Bertha. Wie ein flüchtiger rosiger Schimmer des Morgens eine silberweiße Wolke vorüberfahrend streift und schnell erlischt im wechselnden Licht, so zeigte sich nur auf einen Augenblick der Glanz des Glückes auf ihrer ernstesten weißen Stirn.

In ruhigem, freundlichem Tone lud sie Bruno ein, sich auf ein kleines Kanapee niederzulassen, und setzte sich dann unbefangen neben ihn.

Es war ein zierliches Arbeitscabinet, in welchem sie sich befanden; mit myrthengrünem Kaschmir ausgeschlagen, mit eichenen Möbeln, Vorhängen aus farbiger Seide, welche das Dämmerlicht des Abends noch milderten, einem kleinen Spiegel aus venetianischem Glase, einem einfach gearbeiteten Bücherschrank, der die auserwählten Werke der Literatur enthielt.

Unbefangen blieb auch Bruno, während er neben ihr saß und zuweilen ihr sauberes weißes, hellblau gestreiftes Kleid unwillkürlich berührte. Er erzählte von der letzten Zeit seines Aufenthaltes bei Bamberg; von den kleinen Vorfällen, die nach ihrer Abreise dort stattgefunden hatten, von seinem letzten Besuche auf dem Pfarrdorfe.

Während er sprach, weilten ihre Gedanken an demselben Orte, von dem er erzählte, aber bei anderen Scenen. Sie sah ihn wieder zum ersten Male vom Fenster des Predigers Bollwitz, als er vom Postwagen

stieg und seinen Koffer dem herrschaftlichen Bedienten übergab. Sie erinnerte sich der Scherzreden, die sie mit ihrer Freundin Agnes über den Fremden geführt hatte. Sie gedachte dann des Morgens, als er zu Pferde vor dem Fenster des Pfarrdorfes in Blasdorf still hielt und sie, hinter der Gardine versteckt, ihn betrachten konnte, während der Onkel mit ihm plauderte. Sie hörte da zum ersten Male seine Stimme, die ihr so tief in das Herz drang. Wie keck sah er aus, als der Knappe, des Wartens ungeduldig, unter ihm scharrte und stampfte! Und als er fortgeritten war, da — sie empfand es jetzt noch ein Mal — da war ihr das Herz und die Welt so eng und sie fühlte sich so wehe zum Weinen. Dann gedachte sie des ersten Abends, als er unerwartet mit Strube zum Besuch eintraf; seiner heiteren Scherze, seiner seelenvollen Aeußerungen, die so einfach klangen und ihr doch wie Offenbarungen eines tiefen Gemüthes, einer weisen Lebensanschauung erschienen. Wie unbegreiflich war es ihr, daß Agnes sich an das kleine Klavier setzen

und mit sicherer Stimme ihre Liedchen singen, wie unbegreiflich, daß sie sich so ruhig und heiter über die beiden Herren aussprechen konnte, nachdem sie das Haus verlassen hatten. Und nun die Erinnerung an all die Tage voll Hoffnung und Sehnsucht, da er wiederkommen sollte; an die Nächte voll Unruhe, Liebe und Eifersucht!

Es war jetzt dunkel geworden. Sie stand auf, schritt nach dem kleinen Leuchtertisch, zündete zwei Wachskerzen an und stellte sie auf den runden Tisch vor dem Kanapee. Bruno verweilte nur noch kurze Zeit. Er sprach von seinem bevorstehenden Aufbruch zum Sühower Corps. Daß Agnes jetzt bei ihrem Oheim in Hamburg weilte, wußte Bertha aus den brieflichen Mittheilungen ihrer Cousine.

„Sie werden jedenfalls aus dem Feldlager an Agnes schreiben,“ sagte sie, „und ich werde durch sie Nachricht von Ihnen erhalten.“

Bruno bejahte es und fügte hinzu:

„Sie gestatten mir gewiß, Ihrer Cousine freundliche Grüße an Sie aufzutragen?“

Bertha machte schweigend eine zustimmende Geste. Ein wehmüthiges Lächeln zog um ihre Lippen. Sie blickte ihm tief in's Auge, denn sie wußte, daß er sie nicht verstand. Dann reichte sie ihm ihre weiche weiße Hand; ein süßer Schmerz zuckte in ihrem Innern, als er sie in der seinigen drückte. Schnell überwand sie auch diesen Schmerz. Ruhig und schön, wie eine Juno, stand sie vor ihm, nur auf ihrer Stirn zeigte sich flüchtig der Ausdruck des tiefsten Leidens, der über den Augenbrauen der Niobe schwebt.

„Kehren Sie glücklich heim!“ sprach sie in innigem Tone, aber mit fester Stimme. „Gott beschütze Ihr Leben in allen Gefahren! ich werde oft, recht oft für Sie beten.“

Er dankte herzlich, hielt es aber für geziemend, den Ton der Trauer von sich abzuwenden.

„Die Gebete einer reinen Seele werden unserer guten Sache gewiß förderlich sein,“ erwiderte er aufrichtig und fromm.

Als er hinaus war, sank sie schluchzend zusammen und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen; die

weißen Finger, die der im Stillen verehrte Jüngling so eben zum Abschiede gedrückt hatte, wurden von ihren heißen Thränen überströmt.

Bruno schritt, in Nachdenken versunken, heim. Was in seinem Innern vorging, war ihm selber nicht klar. Es war ihm wie Einem, der, in tiefer Einsamkeit wandelnd, plötzlich eine bekannte befreundete Stimme vernommen zu haben meint, und lauscht und, da er sie nicht wieder hört, seinen Weg fortsetzt.

Achtes Capitel.

Hoffmann in Dresden.

Durch die Vermittlung seiner Freunde und namentlich auf Rochlig's Verwendung hatte Hoffmann, nachdem er seine Stellung in Bamberg aufgegeben, das Amt eines Musikdirektors beim Dresdener Theater angetreten.

Wenngleich er hier den Tumulten des Kriegeslebens näher gerückt war, so fühlte er sich doch wohler als in Bamberg, wo ihm seine Lage, die ihm anfänglich so verführerisch erschienen hatte, zuletzt unerträglich vorgekommen war. Er leugnete zwar nicht, daß er sich dort innig angesprochen gefühlt habe, meinte aber, es sei eine dämonische Kraft bemüht gewesen, ihn gewaltjam seiner Kunstrichtung zu entreißen; eine Oppo-

sition hätte sich dort gegen alles bessere Thun, Wirken und Treiben gebildet; auch sein Fach bei Holbein sei ihm fremd und aufgedrungen gewesen. Zu diesem inneren Groll waren allerdings noch persönliche Reibungen und mancherlei unangenehme Auftritte hinzugekommen; kurzum: Hoffmann meinte, im Gegensatze zu jener Stellung, sich in Dresden ganz in seinem Elemente, wie ein Fisch im Wasser zu fühlen. Ebenso erfreulich erschien ihm das Leben in dem nahegelegenen Leipzig, wo er sich seitens vieler Freunde eines herzlichen und gemüthlichen Empfangs erfreute und die Musiker vom Fach so fortgeschritten fand, daß er sich des Glaubens schmeicheln durfte, das Samenkorn, das er in der musikalischen Zeitung ausgesäet, sei zur schönsten Reife gediehen.

Mit Seconda, dem Theaterdirektor, stellte sich wenigstens anfangs ein gutes Verhältniß her. Dieser war keine bedeutende Persönlichkeit — ein kleiner, gebückter alter Mann mit dickem Kopfe und hervorstehenden Augen — auch seine Befähigung als Direktor war nicht hoch anzuschlagen, indessen fehlte es seinem

Theater nicht an äußerem Glanze, da ihm der freie Gebrauch der Garderobe und der Dekorationen vom Hoftheater freistand; überdies waren die Chöre gut eingeübt, das Orchester brav. Die deutsche Oper, die mit der italienischen wechselte, wurde schon wegen des reicheren Repertoirs mehr als jene besucht und brachte sehr gelungene Darstellungen von Don Juan, dem Wasserträger, Iphigenia in Tauris, der Entführung aus dem Serail, Joseph, Gendrillon, Helene von Mehul, und Sargino. Die Kraemer zeichnete sich als Primadonna aus, zwei Tenoristen waren vortrefflich, der Bassist besonders gut und die übrigen Mitglieder, alle von vollendeter musikalischer Bildung, wirkten nach Kräften.

Wir finden Hoffmann in seiner Wohnung vor dem schwarzen Thore, in einer Allee, die nach dem Link'schen Bade führt. Unser Freund braucht nur das Fenster zu öffnen, um die herrliche Gegend, den schönen Strom selber zu überschauen und eines entzückenden Fernblicks nach dem Königstein und dem Lilienstein zu genießen. So fehlte es ihm nicht an einer nöthigen

Grundlage künstlerischer Thätigkeit, denn der Künstler, da er den Beruf hat, das der Natur entfremdete Menschengeschlecht wieder an jene Segnungen der Unschuld, deren es verlustig gegangen ist, zu erinnern, bedarf vor Allen eines zeitweisen Genusses und Anschauens der reichen Fülle von Glück, welche die Schöpfung dem Menschen so freigebig spendete, die aber den Meisten unzugänglich geworden ist.

Hoffmann brauchte nur kurze Strecken zu wandern — und er that es im Schlafrock — um herrlich gelegene Weinberge zu erreichen; zog ihn die Sehnsucht aber nach dem gekelterten Saft der Trauben, nach Mainoni's, Roffi's oder Treiber's italienischem Keller, so war es auch nicht gar zu weit nach der herrlichen Hauptstadt, die er von seinem Fenster mit allen ihren Kuppeln und Thürmen vor sich ausgebreitet sah.

Er war gar thätig. Hatte er die Theaterproben, womit immer eine Hin- und Rückwanderung über Land verbunden war, glücklich überstanden, so schrieb er fleißig an den Phantasiestücken oder an den

Elixieren des Teufels oder an Ignaz Denner oder componirte irgend ein großes Musikstück.

Mit Secunda kam es bald zum Bruch und Hoffmann stand wieder ohne festen Anhalt da. So entsetzlich solche Lage aber auch den meisten Menschen erscheinen mag, so verliert sie für das Genie ihren unangenehmen Anblick, indem sie ihm die ersehnte Ungebundenheit, die Befreiung von jenen Fesseln sichert, welche vielen geistvollen Menschen lästiger und unerträglicher als die Noth erscheinen.

Eine freudige Ueberraschung wurde Hoffmann durch den unerwarteten Besuch seines Freundes Hippel zu theil, der, als Staatsrath und Begleiter des Staatskanzlers von Hardenberg, in Dresden auf einer Durchreise eintraf.

An Hippel knüpften sich für Hoffmann die angenehmsten Erinnerungen seines Lebens: die Erinnerungen an die Jugendzeit. Mag diese Zeit manchem Menschen noch so umdüstert und verbittert erscheinen, so verbleiben ihr doch immer jene Reize, die mit dem körperlichen und geistigen Erblühen ver-

bunden sind. Unsere beiden Freunde hatten sich überdies einer ziemlich glücklichen Jugend zu entsinnen. Hoffmann gedachte eines frohen annehmlichen Familienkreises, an dessen Spitze der Vater stand, der als Criminalrath in Königsberg in Preußen angestellt war. Dieses Familienleben wurde leider nach kurzer Dauer gestört, da der Vater sich seiner unordentlichen Neigungen wegen von der Gattin trennte. Dafür bot das Haus der Großmutter, welche die Pflege und Erziehung des Knaben übernahm, die liebelichsten Anhaltspunkte, die bildendsten Anregungen, wobei es jedoch auch nicht an scharffen und widerstrebenden Gegensätzen fehlte, wohl geeignet, die Seltsamkeit im Charakter des künftigen Schriftstellers zu begründen. Während eine geistreiche und gebildete Tante den Knaben verzog, [sich zur Vertrauten seiner Schwächen machte und seine tollen Streiche begünstigte, war der Oheim, ein alter ehemaliger Justizrath, bemüht, ihn mit aller Strenge zu einer geregelten altflugen Lebensweise anzuhalten, gab dabei aber durch seine eigenen Schwächen so viele Blößen, daß er den muthwilligen, oft hämischen Spott

des Knaben recht eigentlich herausforderte. Dem Oheim verdankte dennoch Hoffmann die erste Anleitung in der Musik, gleichwie er dem Organisten Poddbielsky seine weiteren Fortschritte in der Tonkunst, dem Maler Sämänn seine vortreffliche Gründlichkeit in der Zeichenkunst schuldig wurde. Der Gipfelpunkt des Jugendglücks wurde erreicht, als Hoffmann mit dem gleichaltrigen Theodor von Hippel, dem Neffen des berühmten Humoristen, befreundet wurde. Beide hatten sich auf einem Landgute kennen gelernt und fanden sich bald darauf als Schulkameraden auf der reformirten Schule wieder. Das Band ihrer Freundschaft bildeten seltsamer Weise die verschiedensten Neigungen, die widerstrebendsten Anlagen.

„Ich wurde immer böse,“ sagte Hippel, „daß Du Deinen guten Onkel aufzogst und ärgertest.“

„Ja, Du benahmst Dich dagegen stets voll Achtung und Ehrerbietung gegen Deine Verwandte; aber was für einen liebevollen Vater, welcher vortreffliche Angehörige hattest Du auch! ich konnte mich dieses Glückes nicht rühmen,“ entgegnete Hoffmann.

Sie erinnerten sich nun der Stunden, wo Hip- pel, auf den Wunsch von Hoffmann's Oheim, den Mentor und Repetenten im Griechischen und Lateini- schen vorstellen mußte.

„Du warst nur einen Monat älter, wußtest aber zehn Mal so viel wie ich,“ meinte Hoffmann.

„Leider war ich aber ein schlechter Lehrer und ließ mich von meinem Schüler zu allerhand Neben- dingen verleiten.“

„Nun, es hat uns auch nichts geschadet, daß wir statt des ledernen Zeuges von Cicero und Xenophon die Bekenntnisse von Rousseau lasen, daß wir Musik trieben oder uns im Zeichnen versuchten.“

„Wenn es nur damit abgemacht gewesen wäre! aber die tollen Verkleidungen!“

„Und die Rittergefechte!“ rief Hoffmann jetzt, aufjauchzend. „Wie setzten wir nicht dem Mars und der Minerva, die sich der Dunkel in seinem Garten hatte aufstellen lassen, mit unsern Turnierlanzen zu!“

„Mir ging es noch schlechter als Jenen, denn Du

ranntest mich eines Tages mit Deiner Bohnenstange zu Boden.“

„Damit hatten denn aber auch unsere Gefechte ein Ende und wir setzten unsere Ritterromane in anderer Weise fort, indem wir einen unterirdischen Gang nach dem angrenzenden Fräuleinstift gruben.“

„Ha, ha!“ lachte Hippel, „wir kamen nicht weit; Dein Oheim entdeckte die Grube, als das Werk noch im Beginne war.“

„Und ich redete ihm vor, daß ich die große amerikanische Pflanze dorthin versetzen wollte und der Alte mußte zwei Arbeiter annehmen, das gegrabene Loch wieder auszufüllen.“

„Ja,“ sprach Hoffmann nachdenklich, „Du warst der Einzige, der mich verstand, mit dem ich leben konnte; meine übrigen Mitschüler mochten mich nicht leiden.“

„Weil Du ihnen zu witzig und zu bissig warst,“ ergänzte Hippel, ohne daß Jener es in Abrede stellte.

„Ach, und meine erste Liebe!“ rief Hoffmann jetzt, wehmüthig bitter lächelnd; „das reizende blühende junge Kind aus der Mädchenschule! O, Bruderherz!

wie glücklich war ich, wenn ich ihr aus der Ferne folgen konnte oder es so abgepaßt hatte, daß sie mir begegnen mußte, wenn sie aus der reformirten Schule kam! Dann grüßte ich sie — das war Alles! Aber ich besang sie in allen meinen Liedern und zeichnete ihren Kopf auf jedes Blättchen Papier. Nie habe ich ein Wort zu ihr gesprochen, aber von ihr unendlich oft zu Dir, dem Vertrauten meiner frommen Liebe.“

„Du beehrtest mich mit Deinem Vertrauen,“ entgegnete der Freund, „und es erschien mir immer rührend, daß Du Dich nicht für hübsch genug hieltest, ihre Gegenliebe zu erwerben.“

„Und dann,“ fiel Hoffmann schmerzlich lächelnd ein, „dann wünschte ich, wenigstens häßlich, recht ausnehmend häßlich zu sein, um nur ihre Aufmerksamkeit zu erregen. — Es war eine vergängliche Neigung, wie die Liebe gewöhnlich ist,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort; „wie anders ist es doch mit der Freundschaft, die nur uns Männern gegeben ist. Mögen die Frauen immerhin die Liebe feiner und zugleich glühender empfinden und von ihrem elektrischen

schen Feuer stärker durchzuckt werden, als wir, so fehlt ihnen doch die geistige Tiefe, die zur Freundschaft erforderlich ist, jener Heroismus, welcher der Freundschaft so nahe verwandt ist und sich in seiner Herrlichkeit entfaltet, sobald wir den gefunden haben, der uns versteht, in dessen Brust wir gleiche Gefühle, in dessen Kopf wir eigene Ideen ausspähen, der, mit geläutertem Sinn für Tugend und Schönheit, den Blumenpfad oder den dornichten Weg, den wir wandeln, in unserer Gemeinschaft betritt. Ja, mein Theodor, auch wir Beide haben der Freundschaft viel zu verdanken; und namentlich ich! Wie elend lebte ich in meiner Klause, wie glich mein Geist einem streng bewachten Gefangenen, bevor die Geburtsstunde unserer Freundschaft schlug und das Schicksal unsere gleich gestimmten Herzen vereinigte! Mit welcher Freude las ich stets, wenn ich von Dir entfernt war, die Versicherung Deiner Freundschaft! In innige Begehrenth zerfloß mein Herz und ich versank, den Brief in der Hand, in eine stille schwärmerische Verzückung.

Sa, ich liebte Dich, ich betete Dich an; Du warst der Einzige, der die inneren Regungen meines Herzens verstand. Die Unterhaltung mit Dir verbreitete ein wohlthätiges Licht über meinen ganzen Charakter; mit Dir wäre ich in eine Einöde gegangen; ich hätte dann Keinen mehr zu sehen, Keinen mehr zu hören verlangt, als Dich!"

Hoffmann übertrieb nicht, wenn er seine Freundschaft für den Jugendfreund in dieser schwungvollen Ausdrucksweise schilderte. Hippel war der Freund seines ganzen Lebens; alle Briefe, die Beide mit einander wechselten, sind Zeugen dieses Herzenseinverständnisses und oft, wenn das Schicksal sie getrennt hielt, sprach Hoffmann das sehnsüchtige Verlangen aus, zum Freunde hineilen zu können, ein paar Wochen ungestört und glücklich mit ihm zu verleben und nach vielen trüben Tagen wieder einiger heiterer Sonnenblicke zu genießen.

Das Wiedersehen währte aber auch dieses Mal nicht lange. Hippel reiste bald wieder von Dresden ab und der zurückgelassene Freund sah zu seinem Leid-

wesen bald genug den gemüthlichen Trost, den ihm seine herrlich gelegene Behausung gewährte, durch die Schrecknisse des Kriegslärms verdrängt.

Hoffmann sah sich genöthigt, eine Wohnung innerhalb der Stadt zu beziehen, weil draußen keine Sicherheit mehr war. Gegen Ende des Monats August stand zu vermuthen, daß sich die Franzosen von Schlesien her zurückzogen. Eine Menge Wagen mit Verwundeten langte an, bald zeigten sich Russen und Preußen in der Nähe; Kosacken machten Einfälle in die Stadt. Man hört Kanonendonner in der Nähe; Verwundete werden auf Schubkarren eingebracht. Vor dem Pirnaer Schlage finden Plänkeleien zwischen Franzosen und Russen statt. Einige Tage später stürmen die Preußen die Schanzen von der Friedrichstadt; Napoleon zieht mit den Gardes über die Elbbrücke; Granaten fliegen in die Stadt, Pulverwagen werden in die Luft gesprengt; die friedlichen Bewohner, Weiber und Kinder erheben ein Wehklagen; mehrere Bürger werden verletzt oder getödtet.

Hoffmann schleicht sich durch die bedrohten Straßen bis zum Neumarkt, wo der Schauspieler Keller wohnt. Beide sehen, ein Glas Wein in der Hand, zum Fenster hinaus, als eine Granate mitten auf dem Markte zerplatzt und einem westphälischen Soldaten den Kopf zerschmettert; einem Bürger wird von demselben Geschosse der Leib aufgerissen, drei andere Menschen fallen vor der Frauenkirche nieder. Der Schauspieler Keller läßt sein Glas fallen; Hoffmann trinkt das seinige ruhig aus.

„Was ist das Leben!“ ruft er, „wie schwach ist doch die menschliche Natur! nicht einmal das Bißchen glühend Eisen ertragen zu können!“

Am nächsten Morgen trafen russische, preußische, viele tausend österreichische Gefangene ein; die russische und österreichische Armee war zurückgedrängt worden. Bald aber läßt sich die Thatsache nicht mehr in Akrede stellen, daß der französische Kaiser geschlagen ist und sich nach Erfurt zurückzieht. Die Bürger athmen auf im Gefühl der wiedererlangten Freiheit; die noch zurückgebliebenen Franzosen werden aus ihrem ver-

schanzen Lager getrieben. Das herrliche Dresden ist frei, aber verwüstet.

Hoffmann wurde auch zum ersten Male ein Anblick zutheil, den sich kein Mensch von Gefühl ersehnen möchte: der Anblick eines Schlachtfeldes. Unter den Unglücklichen, die er dort erblickte, fiel ihm besonders ein Russe auf, dem beide Füße jämmerlich zerschossen waren und der trotzdem und nach dreitägiger Verlassenheit auf dem Schlachtfelde doch noch aufrecht saß und an einem Stück Commißbrot zehrte.

Dresden athmete wieder frei und hoffte auf eine nahe bessere Zeit. Hoffmann schrieb an neuen Phantasiestücken in Callot's Manier und vollendete die Oper Undine.

Neuntes Capitel.

Der Menehilmord im Ardenner Walde.

Bei Laon hatte Napoleon einen mißlungenen Angriff auf das schlesische Heer gemacht. Vergeblich hatte er seine Krieger zu wilder Hast angetrieben, dem Feinde nachzusetzen, vergeblich hatten sie unsägliche Mühseligkeiten erduldet. Schon vor einem Monate hatte er sich gerühmt, den Gegner, der ihn am meisten drängte, vernichtet zu haben; seit dieser Zeit hatte er ihn unablässig im Auge gehabt, um ihm den härtesten Schlag beizubringen; — jetzt befand er sich auf dem Rückzuge vor ihm und Jener folgte ihm Schritt für Schritt, um ihn in immer engere Kreise einzuschließen.

Vielleicht konnte er das große Heer unvorbereitet und in einzelnen Haufen überraschen. Er wollte einen Versuch gegen Schwarzenberg machen.

Dieser Feldherr hatte sich wieder an den Aube-Fluß zurückgezogen, nachdem Napoleon zur Verfolgung des schlesischen Heeres aufgebrochen war, hatte den Marschall Dudinot zurückgeschlagen und Troyes wieder erobert. In den Gefilden zwischen der Seine und Marne wollte er die Wendung des Kriegsgeschickes erwarten. Da plötzlich wendete Napoleon, von Laon zurückkehrend, sich gegen ihn. Der russische General, Graf St. Priest, wurde in Rheims überfallen und fiel im Kampfe, die Stadt wurde von den Franzosen eingenommen und wenige Tage später besetzten sie Arcis an der Aube, angesichts des großen Heeres.

In die übelste Lage war durch die letzteren Ereignisse das Lützow'sche Corps gerathen. Die Freischaar hatte sich in ihren Erwartungen getäuscht gesehen; es war nicht zu einem Heere angeschwollen und für eine Partisan-Abtheilung doch zu groß geworden; der großartige Plan, den man anfangs gehabt, hatte

sich endlich darauf beschränkt, eine Nebenpartie des großen Kampfes zu spielen.

Jetzt, nachdem Reims gefallen war, sah sich Major Lützow genöthigt, nach der schlesischen Armee zurückzukehren. Dies geschah unter den größten Gefahren und es fehlte nicht an Gefechten mit kleineren Abtheilungen des feindlichen Heeres.

In einem dieser Gefechte fiel auch Hellwig von einer Pistolenkugel getroffen. Bruno blieb dem Gefallenen in seinen letzten Augenblicken zur Seite.

„Lebe wohl, Bruder,“ flüsterte der Gefallene mit erbleichenden Lippen, „lebe wohl! grüße sie Alle, die mir theuer sind! Und Bertha — Bertha —,“ hier wurde die Stimme des Scheidenden noch bedeckter und schwächer.

Bruno erinnerte sich der Scene, wo er den Freund mit Agnes' Cousine überrascht hatte; er hatte damals der Vermuthung Raum gegeben, daß ein Liebesverhältniß zwischen Beiden bestände; jetzt vernahm er den Namen jenes anmuthigen Mädchens von den Lippen des scheidenden Freundes.

„Ich werde Bertha Deinen Scheidegruß überbringen,“ sprach er, ihm die Hand drückend; „Du liebst sie; ich werde ihr sagen, daß Dein letzter Gedanke sie aufgesucht habe.“

„Nein, nein —“ stammelte Hellwig, „nein Bertha liebt — sie liebt —“; er vollendete nicht, was ihm auf den Lippen schwebte, das bleiche Haupt sank zurück, der Mund verstummte.

Bruno trocknete seine Thränen, während er den Waffengeführten nacheilte. Er erreichte sie vor Bouziers an der Aisne.

Friesen und Vietinghoff ritten neben einander; Bruno gesellte sich zu ihnen und erzählte von den letzten Augenblicken seines Freundes.

„Er nahm immer Theil an meinen guten und thörichten Bestrebungen,“ sprach er; „wir wohnten als Studenten mit einander; wir bestiegen mit einander den Thespiskarren; wir fochten Seite an Seite. Nun ist er dahin und liegt am öden Dünenstrande des Lebens und ist besser daran als wir Alle.“

Es waren schweremüthige Worte, die eine längere Pause hervorriefen.

„Er war anscheinend ein Skeptiker,“ fuhr Bruno dann fort, seine Gedanken wieder auf den Geschiedenen zurücklenkend; „er zweifelte an Allem und widersprach gern und hat mir viel zu schaffen gemacht; er wollte stets den sittlichen Werth des Menschen herabsetzen und dabei überschätzte er doch unsere geistigen Mittel. Aber ich bin überzeugt, sein Kern war gesund. Im letzten Augenblicke wendeten sich seine Gedanken auf ein reines und gutes Mädchen, für das er, wie ich schon früher vermuthete, eine zärtliche Neigung hegte. Er nannte ihren Namen, als ob ich sie grüßen sollte, und sprach dann von Liebe. Als ich ihm entgegnete, ich wüßte, daß er das Mädchen liebe, machte sich entweder sein Widerspruchsgeist zuletzt noch geltend oder seine Gedanken waren bereits umnachtet; er wiederholte: Nein, nein! und dann erstarben ihm die Worte auf den Lippen.“

„Es ist merkwürdig!“ sagte Vietinghoff nachdenklich.

„Was meinst Du?“ fragte ihn Friesen.

„Es ist merkwürdig,“ fuhr Jener fort, „daß der geistige Sinn des Mannes gewöhnlich noch im letzten Augenblicke zum Weiblichen hingezogen wird. Ich bin überzeugt, daß die Meisten, die wir fallen sahen, noch scheidend an die Gattin oder an die Geliebte, an die Schwester, ja, recht oft an die Mutter dachten. Ist es nicht, als ob auch in diesen Schmerz- und Scheidestunden noch das Naturgesetz walte, das die Geschlechter an einander fesselt, ja als ob dieses Band dazu dienen müßte, unser letztes Sein hienieden mit dem zukünftigen zu verknüpfen?“

Die Ulanen ritten jetzt über die Brücke, welche bei Bouziers über die Aisne führt. Es dunkelte bereits. Um sich zu erheitern und die ermüdeten Rosse aufzumuntern, stimmten sie das Arndt'sche Lied an: „Was ist des Deutschen Vaterland.“

Es war die Zelter'sche Melodie, wonach dieses Lied allgemein in den Kriegsjahren gesungen wurde, die jetzt von der Reichardt'schen verdrängt worden und gänzlich verschollen ist.

Raum hatten sie die Brücke überschritten, als der Unterpräfekt von Bouziers neunzehn berittenen Boten nach verschiedenen Gegenden abschickte.

Napoleon hatte eine Proklamation erlassen, worin er das Volk zum Aufstande aufrief und Nationalgar- den zu versammeln befahl. Es mochte dies ein Akt der Verzweiflung im Vorgefühl des nahen Sturzes sein; denn einerseits hatte er als entschiedener Soldat wohl nur eine geringe Meinung von der Wehrkraft ungeschulter und ungeordneter Massen, andererseits mißtraute er dem Volksgeist eben so sehr, wie er ihn fürchtete. Solche Erhebung in Massen, welche von vielen Seiten wohl überschätzt worden ist, könnte auch wohl nur dann von Wirkung sein, wenn der Feind, der die Invasion vollzogen hat, durch verlorene Schlachten und Niederlagen in Nachtheil gerathen ist; im andern Falle bleibt sie ohne wesentliche Erfolge und die neueste Zeit hat gezeigt, daß der siegreiche Feind durchaus nicht geneigt ist, die Selbsthülfe des Bürgers dem Patriotismus auf Rechnung zu schreiben.

In Frankreich gelangte sie ¹⁸¹³ damals nicht einmal

abgegeben 1793

zur allgemeinen Ausführung und hatte nur einige Erfolge in den Gegenden, wo sich nach der Niederlage des russischen Corps Trümmer der geschlagenen Heeres-Abtheilung vorfanden.

Jene Boten, welche der Unterpräfekt von Bouzier abschickte, hatten den Auftrag, die Nationalgarde der nächsten Umgegend gegen die Ulanen aufzubieten.

Die Nacht war bereits angebrochen, als die Kügower das Dorf Chetre erreichten. Unweit des Dorfes zeigte sich ihnen ein altes Schloß, wo sie ihr Quartier aufzuschlagen beabsichtigten.

Als sie das alte Gebäude fest verschlossen fanden, hielten sie es für gerathen, ihren Bivual im Freien aufzuschlagen.

Da, eben als sie die Pferde abfattelten, wurden zahlreiche Schüsse aus den Fenstern des Schlosses auf sie gerichtet; nahender Waffenlärm verkündete zu gleicher Zeit das Anrücken der aufgebotenen National-Garden.

Da galt kein Zaudern. Die Ulanen schwangen

sich in aller Eile wieder auf ihre Pferde und verließen das Dorf.

„Es müssen uns Boten vorgeeilt sein und unsere Ankunft gemeldet haben,“ sagte Lützow, als sie das Dorf im Rücken hatten. „Der Landsturm ist gegen uns aufgeboden und es bleibt uns nichts übrig, als daß wir die Boten irre leiten und so bald wie möglich das offene Land zu erreichen suchen.“

Er theilte zu diesem Zwecke die beiden Schwadronen und jede Abtheilung sollte sich auf getrenntem Wege auf Saint Etienne au Temple bewegen.

Die Versprengten geriethen in die gefährlichste Bedrängniß. Mit der größten Mühe nur fanden sie in der dunklen Nacht einen Weg durch die unbekannte steile Berggegend. Sie mußten an gefahrvollen Schluchten vorüber oder sich durch enge Hohlwege drängen. Von den Bergen flammten hin und wieder Feuer signale, die den Feind vor ihnen unter Waffen riefen. Von Strecke zu Strecke stießen sie auf Plänkler, die alle gut bewaffnet waren und auf sie feuerten; auch aus Hecken und Gräben fielen unerwartet Schüsse

auf sie. Erreichten sie ein Dorf, so fanden sie es im Vertheidigungszustand und wurden mit Kugeln empfangen.

Allmählig hielten die Männer nicht mehr bei einander, der Trupp wurde loser und loser, einzelne Angegriffene wurden zurückgehalten und mußten sich durchschlagen; Manche erreichten die Uebrigen nicht wieder und mußten sich auf stolperndem Rosse ihren Weg allein suchen.

Zu den Letzteren gehörte Friedrich Friesen.

Ermüdet und verzagt keuchte sein Roß unter ihm.

In allen Schrecken erschien ihm der Ardenner Wald, und die furchtbaren Schilderungen vom geisterhaften Waldleben, wie er sie kennen gelernt in seines Volkes Sagen und Märchen, kamen ihm jetzt lebhaft in Erinnerung und die bösen Geister und Riesen und Ungethüme erhielten Fleisch und Blut und das Feuer des Drachenschlundes glomm von den Bergeshöhen und sprühte aus den Geschossen meuchlerisch gelagerter Feinde.

Diese Nacht schien ihm von ewiger Dauer zu sein und als die Frühlingsmorgensonne endlich die obersten Spitzen der Schwarztannen röthete und die Vögel aus ihrer Niststätte weckte, da erblickte der beklagenswerthe irrende Ritter immer noch kein offenes Feld, immer noch nicht die Schaar der Waffengefährten, aber noch immer die düsteren Schluchten der Ardennen vor sich.

Langsam wie die Nacht schleppte sich der Tag hin. Die Schrecken der Dunkelheit waren gewichen, aber sie hatten ihre Wirkung gethan: Reiter und Roß waren auf das Aeußerste erschöpft und übermüdet. Nur zu kurzer Rast verweilten sie von Zeit zu Zeit an irgend einer Stelle des Waldes, wo sie vor einem Ueberfalle gesichert schienen; Ungeduld und Gefahr trieb sie weiter, wenngleich die Glieder ihnen beinahe den Dienst versagten. Friesen führte das ermüdete Roß am Zügel. Das Thier graste, während er sich weiter schleppte, hin und wieder vom Moos der Hügel oder von einem Busch. Sein Herr litt schon lange alle Qualen des Hungers und Durstes; allmählig

stumpfte sich dieses Verlangen der körperlichen Organe ab, dagegen steigerte sich die Schwäche und die Spannkraft des Geistes sank immer tiefer herab.

Solche Lage ist geeignet, den Menschen, der bisher in der stolzen Kraft der Jugend einherschritt, auf die geheimnißvolle Wechselwirkung zwischen Körper und Geist aufmerksam zu machen. Auch Friesen fühlte sein geistiges Ermatten neben dem körperlichen. Wunderliche Gedanken kamen ihm in den Sinn, als er die Natur in ihrem Lichtglanze, der täglich wiederkehrt, in ihrem Grün, das alljährlich neu erwacht, ringsum sich erblickte und sich, den Herren der Schöpfung, verlassen fand von aller Hülfe, und auf den Tod bedroht von Seinesgleichen und ohne die kargsten Bedürfnisse des Lebens, die sogar dem Würmchen am Wege zutheil wurden. Er gedachte der letzten Kriegsereignisse und der gefallenen Freunde und dann lenkte sich sein Blick zurück nach der Heimat und nach dem Sterbebette der theuren Mutter; zuletzt weilten seine Gedanken mit Vorliebe bei jenem letzten Abend in

Tena, den er in Lützow's Hause verlobt hatte; die Gräfin erblickte er mit dem Auge des Geistes vor sich, während er von ihr Abschied nahm. Dann erinnerte er sich wieder der Worte, die Bietinghoff am vorigen Abend gesprochen: Es ist merkwürdig, daß der geistige Sinn des Mannes noch im letzten Augenblicke zum Weiblichen hingezogen wird; die Meisten denken, scheidend, noch an die Gattin oder an die Geliebte, an die Schwester, recht oft an die Mutter. „Ist mein Scheiden auch so nahe?“ fragte er sich dann.

Die Sonne wendete sich bereits von ihrem Höhepunkt abwärts; es war am Nachmittage zwischen der dritten und vierten Stunde, als der Lieutenant Friesen den Wald von Hilleux erreichte; er forschte auf der Karte, die er bei sich trug und irrte sich nicht, indem er vermuthete, daß er, sich rechts wendend, die Straße erreichen würde, die von Kethel nach Rocroy führt. Es kam ihm vor, als sähe er in der Ferne zwischen den Tannenbäumen hindurch einen Thurm blinken. Es war der Kirchturm von Bassigny.

1741 friesen den Ennal - Reliefs
Moz Debürg August 1810

179

Er wendete sich rechts ab vom Waldpfade und stand in Begriff, sich einen Weg durch das Dickicht zu bahnen, als er mehreren Männern begegnete, die das Aussehen von Holzhauern hatten. Sie zeigten sich nicht unfreundlich und versprachen, ihn nach dem nächsten Dorfe, das sie La Lobbe nannten, zu geleiten.

Sie waren jedoch nur eine kurze Strecke weit gelangt, als sie sich plötzlich von einer Streifpatrouille des französischen Landsturms umzingelt sahen.

Friesen war ermattet, körperlich und geistig erschöpft. Dennoch leuchtete aus seinem Antlitz noch ein Rest von jenem Feuer, das aus den Augen des Apollo strahlte, wenn er die Aegis schüttelte. Keiner der Feinde erhob die Waffe gegen ihn, mit Ausnahme eines Einzigen, den der Wahnsinn verblendete. Ein blödsinniger Schäfer, der sich der Schaar angeschlossen hatte, richtete, ehe man es vermuthete und verhindern konnte, seine Flinte und feuerte sie auf den Lieutenant ab.

Die Kugel ging durch's Herz.

Ob er noch Zeit hatte zu denken und wohin seine Gedanken sich richteten — wer kann es wissen?

Aus dem Leben der Gräfin von Ahlefeldt wird aber folgende Thatsache erzählt:

In der folgenden Nacht ließ Elise von Ahlefeldt noch ein Mal einen Brief von Friesen, den sie schon oft gelesen hatte und der mit den Worten schloß: „Ich verehere in Ihnen das erfreuliche Bild einer Frau, die, nicht in der Zeitbildung befangen, ein schönes Leben in ruhiger Würde lebt.“

Diese Worte der Anerkennung von dem schönen hochgemutheten Manne thaten ihr unendlich wohl, denn, wie der Gitle nach dem Beifall der Menge dürstet, so erlabt sich ein edles Gemüth an dem einfachen wahren Ausdruck des Wohlwollens und Anerkennens, das ihm ein ebenbürtiges befreundetes Wesen zollt.

Mit freundlichem Erinnern ging die Gräfin zu Bette und schlummerte ein. Da fuhr sie plötzlich aus einem quälenden Traume empor. Vor ihrem Bette erblickte sie Friesen, der ihr eine tiefe Wunde in seiner Brust zeigte. Sie rief nach ihrem Mädchen

und fragte sie, ob sie nicht auch die blutige Gestalt stehen sähe. Die Dienerin verneinte es; Elise aber war der festen Ueberzeugung, daß der verehrte junge Mann an jenem Tage schwer verwundet oder gar getödtet worden sei.

Die Lützower waren mit einer Abtheilung nach zweitägigem gefahrvollem Marsche von Saint=Etienne bis Chartre gelangt; die dritte Schwadron mußte eine Nacht und einen Tag marschiren, ehe sie das offene Land erreichte. Sie hatten im Ganzen vierzig Mann verloren.

Friesen wurde schmerzlich vermißt; man zweifelte bald nicht mehr daran, daß er gefallen sei. Major von Lützow, dessen Adjutant er gewesen war, rief bei der Todesnachricht tief betrübt aus: „In ihm verliert das Vaterland am meisten!“

Der Name des Wahnsinnigen, der den herrlichen Tempel zu Ephesus verbrannte, hat sich verewigt; auch der Name dessen, der den Meuchelmord an Friedrich Friesen verübte, ist der Nachwelt aufbewahrt geblieben: Es war ein Schäfer aus Grand=Champ, Namens

Brodier. Auch er zerstörte einen schönen Tempel, in dem ein göttlicher Geist wohnte.

Friedrich Friesen hatte mit Zeune ingeheim an dem Plane einer Volkserhebung gearbeitet, den deutschen Bund stiften helfen, mit Sahn den großen Berliner Turnplatz angelegt und dem Berliner Turnkünstler-Verein als Ordner vorgestanden; er stand mit Schill im Einklange und in Verbindung mit den treuesten Anhängern des Vaterlandes: mit Vostrath Vistor, Professor Zeune, Professor Turf, dem Dichter de la Motte Fouqué, mit Mendelssohn, Direktor Graßhoff, Chamisso, Ritter und Alexander von Humboldt, dem er bei der Herausgabe seiner Reisen in Amerika als Zeichner behülflich war; der Plamannschen Anstalt galt er als großer Schatz; der Graf von Groeben, der Chef des Generalstabes zu Breslau, nannte ihn einen ausgezeichneten Sünbling unseres Vaterlandes, und von C. T. W. Hoffmann, dem Decernenten im Sahn'schen Prozesse, wurde er als ein heller, verständiger, ganz vorzüglich geistesbegabter Mensch geschildert.

Jahn selber widmete ihm in der Vorrede zu seiner deutschen Turnkunst einige Worte, die wohl geeignet sind, sein rühmliches Andenken zu befestigen.

„Friesen — sagt Jahn — war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschönheit, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher; eine Siegfriedsgestalt, von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt gleich lieb hatte; ein Meister des Schwerts auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein fühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend; ein reißiger Reiter, in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm war nicht beschieden, in's freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von welscher Lücke fiel er bei düsterer Winternacht durch Neuchelschuß in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampfe keines Sterblichen Klinge gefällt. Keinem zu Liebe und Keinem zu Leide —: Aber wie Scharn-

horst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der Größeste aller Geliebtenen.“

Und später, wenn der alte Turnvater auf den Burgkeller zu Jena kam, stimmte er stets Arndt's schönes Lied zu Friesen's Gedächtnisse an: „Es thront am Elbestrande die stolze Magdeburg;“ — darin die schwungvollen Strophen:

Wohl Viele sind gepriesen
Im hohen deutschen Land,
Doch dich, mein frommer Friesen,
Hat Gott allein gekannt.
Was blühend im reichen Herzen
Die Jugend so lieblich verschloß,
Ist jeglichem Laut der Schmerzen,
Ist jeglichem Lobe zu groß.

War je ein Ritter edel,
Du warst es tausendmal,
Vom Fuße bis zum Schädel
Ein lichter Schönheitstrahl!
Mit kühnem und stolzem Sinne
Hast du nach der Freiheit geschaut,
Das Vaterland war deine Minne,
Es war dir Geliebte und Braut.

Du hast die Braut gewonnen
Im ritterlichen Streit,
Dein Herzblut ist verronnen
Für die viel edle Maid.

In Welschland von grimmen Bauern
 Empfangst du den tödlichen Streich,
 Drob müssen die Jungfrau'n trauern:
 Die Blume der Schönheit ist bleich.

Friesens Leichnam war nach dem Dorfe La Lobbe gebracht worden. Dort hatte ihn der Maire begraben lassen. Sein Freund August von Vietinghoff war des Versprechens eingedenk, daß, wenn Einer in Frankreich fiele, der Andre den Leichnam nach Deutschland bringen und in deutscher Erde bestatten sollte. Aber lange forschte er vergeblich nach des Gefallenen Schicksal. Erst zwei Jahre später entdeckte er die Ueberreste und führte sie sechsundzwanzig Jahre mit sich, und erst im März des Jahres 1843, am Todestage des Gefallenen, erhielten sie ihre Bestattung auf dem Invalidenkirchhofe in Berlin. Im Beisein des Kriegsministers und vieler edlen Kampfgenossen aus dem Befreiungskriege wurde der Sarg, mit dem eisernen Kreuze geziert, in die Gruft gesenkt. Direktor Zeune, der Freund des Verstorbenen, hielt ihm die Grabrede.

myth. zum ersten mal in "Spiegel" 1843

Zehntes Capitel.

Paris und Hamburg.

Paris war von den Verbündeten eingenommen.

General Barclai de Tolly hatte die Höhen von Belleville, die Mitte der französischen Vertheidigungsstellung angegriffen und trotz der tapferen Gegenwehr hatten endlich die preussischen und badenschen Garden und die russischen Grenadiere die feindlichen Geschütze genommen. Bald darauf griff das schlesische Heer die Höhen von Montmartre an, die Franzosen wurden aus den Dörfern in die Vorstädte von Paris getrieben. Auch die Höhen von Pantin wurden erstürmt; auf dem linken Flügel drang der Kronprinz von Württemberg bis an die Thore der Stadt. Die stolze Stadt lag zu den Füßen des siegreichen Bundesheeres

und es hielt sich für alle Leiden des blutigen Feldzuges belohnt. Die Vorsteher der Stadt kapitulirten und Napoleon, der in langer Erwartung zu Fromenteau dem Donner der Schlacht gelauscht hatte, fuhr nach Fontainebleau zurück. Die Woge seiner Eroberungen war im Blutschaume an seiner eigenen Hauptstadt zerschellt.

Es waren nur wenige Wochen seit jenem unglücklichen Rückzuge der Lüßower vergangen und Bruno sah sich in Paris und nahm an dem Einzuge der Verbündeten Theil.

Von der Porte de Pantin setzte sich der Sieges= einzug in Bewegung. Mit düsteren Blicken ließ das Volk ihn vorüberziehen, mit Begeisterung und den schmeichelhaftesten Huldigungen bewillkommnete ihn die Aristokratie. *1815*

Während die Truppen nach ihren Lagerplätzen in den Champs Elysées, auf dem Invaliden=Platz und zu Neuilly abzogen und der russische Kaiser zu Fuß nach seinem Quartier im Hotel Talleyrand ging, be=

gleitete Bruno einen russischen Officier von den rothen Garde-Kosacken auf die Vendôme-Säule.

Sie stiegen die Wendeltreppe von 176 Stufen hinauf und konnten einen guten Theil von Paris überschauen. Ganz nahe sahen sie die Tuilerien liegen, das alte graue Schloß, wo noch vor kurzem der Gewaltige, der nun gestürzt war, gethront hatte. Hier auf der Säule thronte noch sein riesiges Standbild, neben dem sich die beiden Beschauer wie Pygmäen vorkamen.

Das Bildniß wurde gestürzt und wieder aufgerichtet. Am Fuße der Vendôme-Säule feierten später die verstümmelten Trümmer seiner verschollenen Kriegsheere ihr trübseliges Fest am Sterbetage des Kaisers. An diesem Tage wälzte sich alljährlich eine Menschenmasse die Rue de la Paix entlang und begleitete einen Trupp Krieger, die, zu Zweien aufmarschirt, sich nach der Vendôme-Säule bewegten. Die Uniformen waren bunt, geschmackvoll, aber verblühen, alle verschieden, wenige gleiche darunter; es waren die Uniformen der Zeit, in welcher Frankreich

Europa Geseze gab, Königreiche aufbauete und stürzte — es waren die Uniformen der Napoleonischen großen Armee. Und die Krieger glichen den Uniformen: sie waren verblichen und erinnerten nur an die vergangene Größe; die verstümmelten Beine bewegten sich marschfertig und die benarbte Brust hob sich militärisch, aber das Haupt, das altersgraue Haupt war fast bei Allen gebeugt und Wehmuth und schmerzliche Erinnerung drückten vereint mit der Last der Jahre. Jenes Gesicht trug noch die Wirkungen der afrikanischen Sonnenglut, vor der die beiden Augensterne erlöschen mußten; dieses härtige Antlitz, einst geschwärzt von dem Schlachtenrauch von Leipzig und Waterloo, war nun gebleicht vom Alter in dem Schatten des Invalidentoms. Die kräftigen schlagfertigen Arme wurden in Deutschlands Schlachtfurchen gesäet. Jenem Capitain der Lanciers hatte der eisige Nordwind Rußlands das rechte Bein abgeweht. So marschirten und hinkten sie fort, die großen Torjos, die alten Menschenruinen; so hinkten sie fort bis zur Vendôme-Säule. Dort oben stand er, eifern wie er immer war, die

Arme in einander geschlagen, wie wenn er die verlockenden Reden an sie hielt, um sie in das verderbenbringende Schlachtfeld zu treiben. So hinkten sie fort bis zu dem eisernen Mann auf der Vendôme-Säule — vielleicht um ihm zu fluchen.

Sie fluchten ihm nicht. Sie trauerten um ihn. Sie hatten den blauen Invalidenrock abgelegt und den Rohrstock und hatten die glänzenden Farben ihrer Jugend angelegt und die Lenden gegürtet mit dem scharfartigen gefürchteten Schwerte, — um über den Kaiser zu trauern. Man hatte sie nicht erwartet, nicht empfangen mit Vivats und der Marseillaise, keine Musik ging vor ihnen her — nur wer ihnen begegnete, schloß sich ihnen an. Paris hatte den Kaiser vergessen. So gingen sie allein um die Vendôme-Säule, von einem Haufen Gamins und Neugieriger angestaunt. Und so gingen sie wieder zurück, über die Place de la Concorde, nach dem Invalidenhaus, wo sie wieder die langen blauen Röcke anzogen und sich an die hohen steinernen Wände lehnten und träumten oder in ihrem Gärtchen den Kaiser aus

Holz schnitzten oder Sanct Helena nach der Phantasie aus Seinemuscheln nachbildeten.

Vierzig Jahre später sah es anders aus, als Paris im Sonnenschein des wiederhergestellten Caesarismus glänzte. Die Invaliden feierten nicht mehr den Sterbetag des Kaisers — Paris feierte seinen Geburtstag. Paris selber hatte an solchem Tage ein frisches fröhliches Ansehen, wie an einem Auferstehungsfeste. Karossen rasselten und jagten über das Pflaster; die Würdenträger des Reichs, in ihren glitzernden Uniformen, die ganze officielle Welt und die Gläubigen des Kaiserreichs begaben sich nach der Kirche Notre-Dame, wo man ein Te Deum sang, eine Hymne dem Gotte, dessen Segen man auch auf den Schlachtfeldern des großen Kaisers erflehte. Dann öffneten sich plötzlich die Massen. Die Veteranen der großen Armee zogen wieder nach der Vendôme-Säule. Es waren dieselben Gestalten in ihren alten Uniformen, wie vor vierzig Jahren; aber die damals im Mannesalter standen, waren zu Greisen geworden und die Greise von damals lagen in den Gräbern; vielleicht

schritten sie als unsichtbare Geister mit in dem Zuge, auferweckt aus ihrem Grabe von dem gespenstigen Kaiser, der unerwartet wieder erschienen war, sie zur großen Revue aufzurufen. Es waren jetzt nur noch 150 Mann übrig. Die Uniformen und die Gesichter waren noch verblichener und faltiger und abgenutzter geworden, aber dennoch leuchteten die Augen stolzer und freudiger als an jenem trüben Feste unter der Herrschaft des Juli-Königthums. Damals feierten sie den Sterbetag des Kaisers, jetzt aber das Auferstehungs-fest des Napoleonismus —

Bruno hatte nicht das Auge des Sehers, um im Geiste die zukünftigen Feste zu schauen, welche die Vendôme-Säule und das Bild des Caesaren zu ihrem Mittelpunkte machten. Noch weniger ahnte er die Zeit, wo der Napoleonismus zum dritten Male besiegt werden mußte, wo Paris zum dritten Male erobert wurde, wo die Hauptstadt der Welt sich ihr eigenes gedemüthigtes und gebrochenes Herz zerfleischte und das in Hunger und Schmach verzweifelte und erbit-terte Volk die hohe Säule, auf der er jetzt stand, mit

ihrem stolzen Götzenbilde angesichts des siegsbewußten Feindes in die rauchenden Trümmer der Paläste stürzte.

Sein Begleiter, der Kosacken-Officier, schaute bewundernd zu dem Standbilde auf.

„Er hat,“ sprach er, „ein Standbild hinterlassen das dauerhafter ist als Marmor und Erz; die SENSE der Zeit wird es verschonen und die kommenden Geschlechter werden noch schwindelnd nach ihm hinaufblicken. Ich habe ihn gesehen,“ fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, „wie er, hoch zu Roß, ruhig wie das Schicksal, seine Truppen in meinem Vaterlande in die Schlacht schickte und sie grüßten ihn; stolz und ernst, wie die römischen Gladiatoren, in ihr Schicksal ergeben, den Caesar grüßten.“

„Und auch ich sah ihn,“ entgegnete Bruno, „diese bleiche, erdfahle Gottesgeißel, diesen blutbesprigten Schauspieler in großem Style. Man konnte ihm an jeder Miene und an jeder Bewegung ansehen, daß er, stets in unruhiger Spannung, die Menschen verachtete und weder Tücke noch Bosheit sparte, um Keinen

neben sich zu dulden. Ja," fügte Bruno hinzu, als der Russe ihn verwundert anblickte und einen Einwand erheben wollte, „ja, Herr Oberst, Sie sehen wohl, daß unsere Ansichten über den eben so gerühmten wie verhaßten Menschen sehr abweichend von einander sind; ein Wortstreit würde hier überflüssig sein, denn die Geschichte und die geschichtlichen Personen werden stets in dieser widersprechenden Weise beurtheilt werden. Preisen wir aber Gott, daß wir mit diesem da fertig geworden sind!“

Der Blick von der Bendôme-Säule über die gewaltige Stadt und ihre reizende Umgebung, die, wenn gleich von den Spuren der neuesten Menschengeschichte verunstaltet, doch in den ewig wiederkehrenden Wundergaben der unwandelbaren Natur prangte — dieser Blick hatte eine Epoche in dem geistigen Leben Bruno's befestigt. Im Herzen tief bewegt und voll freudigen Dankes, daß es ihm vergönnt geblieben, in jugendlicher Gesundheit das schöne Tageslicht zu erblicken, das seinem Vaterlande die Freiheit verkündete,

— so stieg er hinunter und verabschiedete sich von seinem Begleiter.

Er begab sich nach dem Caroussel-Platz.

Dort hatte sich ein Haufe Volks um den Triumphbogen versammelt; Männer aus dem Volke und Beurlaubte aus den eingerückten Kriegstruppen, die es guten Muthes wagen durften, in vereinzelter Zahl in der gedemüthigten Stadt einherzugehen. Oben erblickte man die Quadriga der Ruhmesgöttin, welche, dem Pariser Volke die Siege der großen Armee verkündigt hatte, gar oft, ehe sie noch errungen waren. Die prächtigen Rosse, die ihren Weg von Korinth nach Venedig gefunden hatten und von dort gewaltsam nach Paris entführt worden waren, ließen ihre goldenen Mähnen im Glanze der Frühlingssonne schimmern. Werkleute waren beschäftigt, die Rosse hinunter zu lassen, denn es war beschlossen, daß sie nicht länger an dem Siegeswagen des Besiegten angeschirrt bleiben sollten.

Während die Menge herumflutete und von der österreichischen Wache nur mit Mühe zurückgehalten

werden konnte, erschien plötzlich Jahn auf der Höhe des Triumphbogens. Er nahm einem der Werkleute den Possifel aus der Hand und wendete sich dann an die Ruhmesgöttin.

„Du hast den Mund immer sehr voll genommen,“ sprach er, „wir haben ihn dir aber in Deutschland geklopft und gestopft. Leipzig!“ rief er und führte einen gewaltigen Schlag auf den Mund der Viktoria und „Leipzig!“ wiederholte die unten stehende Menge allstimmig.

Darauf riß er die Lorbeeren von dem Wagen, dessen Zierrath sie bildeten, brach die vergoldete Initial des kaiserlichen Namens und den großen Adler von der Deichsel und bestieg dann den Wagen:

„Diese Kasse, die wir jetzt ausspannen,“ hub er mit weit tönender Stimme an, „zierten einst den Sonnentempel zu Korinth. Der wilde römische Bürger Mummius entzog sie der verheerenden Feuerbrunst, die er selber angeschürt hatte, daß sie nicht auch zu korinthischem Erze zusammenschmolzen und brachte sie mit Siegespracht nach Rom. Der Vandalenkönig

Geiserich schleppte sie von Rom nach Karthago, als er die Heldenstadt des Hannibal an den Enkeln der Scipionen rächte. Der siegreiche Feldherr des mittelgriechischen Reiches schiffte sie bei der Zerstörung des Vandalenreiches nach Byzanz. Von dort entführte sie der Venetianische Heerführer Dandolo als Siegesbeute, um seine roffelose Lagunenstadt damit zu verherrlichen. Hier sah sie der Korse, dem Alles anstand, und raubte sie, sich und den Seinen zum ruhmlosen Andenken. Sie werden jetzt wieder nach ihrem letzten Halte geschafft, auf dem nächsten Wege zu ihrem Geburtslande. Wohin sie gehören, dahin werden sie auch gelangen. Seit sie von der Urstelle gerückt worden, haben sie den Sonnenkoller bekommen und rennen wild um die Erde, bis sie dereinst ihre Heimat erreichen. Ein weiser Mann zöge sie darum nimmer in seinen Marstall. Doch die Eroberer sind ein entartetes Geschlecht, welches das Göttliche verachtet, Heiliges schändet, Menschliches vernichtet und den Weltlauf der Geschichte rückgängig zu machen strebt. Groß geworden durch das Staunen der Zwerge, glanzvoll

durch das Blinzeln der Blendlinge, erhöht durch die Hingebung der Zertretenen, verwegen durch die Willelei der Rath- und Thatsachen, fördern sie das Werk der Zerstörung, und wenn sie den Kreislauf vollendet, wie Ungewitter, Erdbeben, Feuerberge, Orkane und Sturmfluten vertobt und einer neuen Zeit Raum schafft, wirft die Weltordnung ihre verbrauchte Geißel in den Abgrund der Vergessenheit. Alle die augenblicklichen Erscheinungen von Uebermacht, Furchtbarkeit und Umkehr verschwinden, einzelne Wellen im Strome der Zeiten. Mag auch ein Eroberer lange und schwer als Alp auf die schlummernde Kraft des Unterworfenen drücken, so springt das zum Scheintode verknechtete endlich dem Unhold schnellkräftig in die Augen. Darum hat sich jeder Erdumrafer festgerannt und den Kopf zerstoßen. Das ist der ewige Riegel der Himmelsburg, das Hemmniß am Siegeswagen von jedem Kriegsgeiste, wenn die Höllенrosse mit ihm durchgehen.“

Nach diesen Worten schwang sich Sahn von dem Wagen, trug den Adler hinunter und legte ihn in

einen Küstwagen, der am Fuße des Triumphbogens unter österreichischer Bewachung hielt.

Bruno überlegte auf seinem Heimwege, daß dieser Vorfall wohl geeignet wäre, Aufsehen in Paris zu machen, und er irrte sich nicht, denn derselbe kam auch den Monarchen zu Ohren, und der Kaiser von Rußland verlangte die Rede, die Sahn gehalten haben sollte; Letzterer mußte sich daher, wohl oder übel, seiner fliegenden Worte entsinnen und sie schriftlich abfassen.

Als Bruno in seinem Quartier angelangt war, holte er seine Briefftasche aus der Brusttasche seiner Uniform hervor. Sie hatte in Gefahren und Kämpfen dicht auf seinem klopfenden Herzen geruht und was sie enthielt, das lebte in seinem tiefsten Herzen selber. Es waren die Briefe von Agnes; sie hatten ihn enger an das Vaterland geknüpft, ihm eine friedliche, liebgewonnene Vergangenheit vergegenwärtigt. Ihr Bild, das Bild des geliebten Mädchens, blickte ihm entgegen, wenn er die vergilbten, vom Pulverrauch und vom Staub der Heerstraße geschwärzten Blättchen ausein-

anderschlug, und auf der weißeren Innenseite die zierlichen weiblichen und doch sicher geführten Schriftzüge anschaute.

Es waren nur zwei Briefe. Der eine hatte ihn auf dem Marsche erreicht. Der Inhalt athmete Liebe und Verlangen; er hatte diese Zeilen nicht oft genug lesen und wieder lesen können; er wußte sie auswendig und hatte sie in seinen Gedanken wiederholt, auf dem Marsche, im Feldlager, sogar auf dem Schlachtfelde. Wunderbarer Reiz der Liebe, so nahe verwandt mit dem Egoismus!

Agnes schilderte in diesem Briefe die Bedrängniß, welche die gute Stadt Hamburg erduldet und die sie selber nicht geahnt, als sie sich dorthin begeben hatte. Dann aber folgten gar herzliche Worte, süße Andeutungen von sehnsüchtigem Erinnern. Kein Wort verrieth, daß sie ihn an sich binden oder ein unverbrüchliches Recht auf sein Herz in Anspruch nehmen wollte; aber in jeder Zeile sprach sich ein holdes Vertrauen aus, wie auf ein Gelöbniß.

Den zweiten Brief hatte Bruno kurze Zeit vor der Einnahme von Paris erhalten. Aus ihm ergab sich, daß von allen Zuschriften, die er an Agnes gerichtet hatte, nur eine in ihre Hände gelangt war; aber auch von ihren Briefen, dies war deutlich zu ersehen, mußten mehrere verloren gegangen sein.

Dieser zuletzt erhaltene Brief von Agnes machte bei weitem nicht jenen Eindruck wie der erste. Worin lag der Unterschied? Bruno konnte sich dessen nicht recht bewußt werden; aber er fühlte keinen Antrieb, ihn immer wieder zu lesen, zu überdenken, seinem Herzen und seinen Gedanken einzuprägen.

Der Brief erschien ihm kalt; die Worte sagten nicht mehr, als sie ausdrückten; wieviel mehr dagegen verschwiegen und verriethen nicht die Zeilen jenes ersten! Sener erschien ihm wie ein lächelnder Bote der Liebe; dieser wie ein ernster, fühler Vorwurf.

Berdiente er solchen Vorwurf? Er überlegte es sich. Ja, er bereuete es jetzt, sich beim Abschiede von Agnes nicht gebunden zu haben. Es hatte ihn aber das Bedenken davon zurückgehalten, daß er ihr nichts

bieten könnte als seine Liebe und daß er keine Befugniß hätte, ihr Geschick an des seinige zu ketten. Eine bisher nicht empfundene ungestüme Sehnsucht kam über sein Herz und es war ihm, als müsse er zu ihr hineilen und sie mit starker Hand ergreifen wie sein berechtigtes Besizthum. Woher dieser Ungestüm? wer machte sie ihm streitig? Er wußte auf diese Frage nicht zu antworten, aber seine Brust zog sich schmerzlich zusammen und er faltete seufzend die beiden Briefe in einander und legte sie wieder auf sein klopfendes Herz.

Es war ihm in Aussicht gestellt worden, daß er mit den zuerst zurückkehrenden Truppen in die Heimat entlassen werden sollte; ein Urlaub würde dann nicht schwer zu erlangen sein und er konnte von Havre aus zu Schiffe dorthin eilen, wohin seine Seele verlangte; — o, wie sehnlich harrete er jetzt dieser Stunde der Befreiung!

*

*

*

Agnes war in Hamburg eingetroffen, als die Dinge bereits einen ungünstigen Umschwung für die

Franzosen nahmen. Die gedrückten Bewohner fingen wieder freier zu athmen an; ja, es fanden sogar angesichts der französischen Behörden gewaltsame Ausbrüche von Seiten des Volks statt.

Das junge Mädchen gereichte dem Hause des Oheims zu Hülfe und Trost. Letzterer hatte einer Privatschule vorgestanden; die Kriegsläufe aber waren nicht geeignet gewesen, das mit nur dürftigen Mitteln angelegte Institut zu heben und zu fördern. Die Zahl der Schüler verminderte sich und die noch übrigen, nur geringen Ständen angehörig, blieben das Schulgeld schuldig. Wendtland sah sich genöthigt, seine Schule zu schließen und Privatunterricht zu geben. Er war dabei vorzugsweise auf die Anstalten angewiesen, die, von bemittelten Vorstehern geleitet und von den Kindern der wohlhabenderen Stände besucht, trotz den ungünstigen Verhältnissen bestehen blieben. Aber der Unterricht der Schulgehülfen, wie man dort die Hülfsllehrer nennt, wurde nur dürftig honorirt und die meisten der Vorsteher beuteten auch die Zeit der allgemeinen Bedrängniß zu ihrem Vortheil aus;

dazu kam, daß die Zahl der Gehülfen sich ohne Controlle einer höheren Behörde sah und daher viele Mitglieder enthielt, die ohne die nöthige Befähigung und daher auch nicht geeignet waren, ihrem Stande Achtung zu verschaffen.

Wendtland hatte, in Folge dieser Umstände, nur ein spärliches Einkommen. Er war fleißig und anspruchslos und würde mit seinem Geschicke immer noch zufrieden gewesen sein, wenn er nicht Weib und Kinder dem Mangel ausgesetzt gesehen hätte.

Während er von Lehrstunde zu Lehrstunde eilte und in der großen Stadt nicht wenig Anstrengung machen mußte, um die weitesten Wege in kürzester Zeit zurückzulegen und rechtzeitig zum Unterricht einzutreffen, während er sich als ein ehemaliger Amtsgenosse seiner Vorgesetzten noch mehr kleinlichen Quälereien ausgesetzt sah, als die übrigen Gehülfen, — hatte auch seine gute Anna ihr wuchtiges Päckchen zu tragen. Es lag ihr ob, der Wirthschaft allein vorzustehen und dabei noch drei kleine Töchterchen zu hüten, von denen noch keines alt genug war, ihr hülfs-

reich zur Hand gehen zu können. Gar oft stand sie am Kochherde und rührte die einfache Speise, die zu Mittag aufgetragen werden sollte, mit der einen Hand, während sie auf dem andern Arme das jüngste halbjährige Kindlein trug, oder sie mußte das Nähzeug, das sie in den abgemüßigten Augenblicken zur Hand genommen hatte, fallen lassen, um den Säugling, der schreiend sein Erwachen meldete, von seinem Lager aufzunehmen und zu beschwichtigen. Dazu kam die Noth um das tägliche Brot, und sie seufzte wohl manchmal, wenn sie bedachte, wie es in der Zukunft werden sollte, wenn die Bedürfnisse der Familie sich steigern und die bevorstehenden Kriegsunruhen die Einnahmen noch schmälern würden.

Anna war aber ein recht deutsches Weib, standhaft, treu und fromm. Nie hörte man eine Klage von ihrem Munde; ihre Miene war ernst und ergeben und aus ihren großen blauen Augen strahlte eine himmlische Geduld und Sanftmuth, die dem bleichen Antlitz einen unwiderstehlichen Reiz verlieh.

Ihr Mann liebte sie und verstand sie ihrem ganzen Werthe nach zu schätzen, wiewgleich sein Wesen trocken, einsilbig und düster erschien. Wenn er am Abend ermüdet nach Hause kam, bereitete er sich sorgsam auf seine Lehrstunden für den folgenden Tag vor oder verbesserte die Arbeitshefte seiner Zöglinge, die immer in vorräthigen Stößen auf dem alten ausgenützten Klavier lagen. Blieb ihm dann noch ein halbes Stündchen übrig, so versenkte er sich zu seiner besondern Erholung in irgend ein mathematisches Problem oder löste eine schwierige Aufgabe aus dem Meyer Hirsch; er that sich nicht wenig darauf zu gute, ein mathematischer Kopf zu sein. Seine liebste Erholung bestand aber am Sonntagnachmittag darin, mit einem befreundeten Kaufmann aus Altona Schach zu spielen. Sein Freund, Friedberg mit Namen, war ein Hagestolz, der auch nebenbei für einen Sonderling galt. Er hatte sich mit seinem bescheidenen Geschäft ein leidliches Vermögen erworben, verkehrte aber nur mit wenigen Menschen und kannte fast keine andere Zerstreuung, als sich wöchentlich zu regelmäßiger Stunde

mit dem einsilbigen Lehrer an das Schachbrett zu setzen, und, unbeirrt durch das Kindergeschrei, mit ihm um die Palme zu ringen. Die niedergeworfenen Ritter und Knappen erstanden, wie die Helden in Walhalla, immer wieder zu neuem Kampfe und oft mußte Anna daran erinnern, daß es schon spät sei und der Hauswirth den Laden, der zugleich den Eingang zum Hause bildete, schließen würde.

Diesen schlichten, dürftigen, aber harmlosen Hausstand hatte sich Agnes zum Aufenthalt für die nächste Zeit erwählt. Sie hatte ihrer Mutter Schwester lange nicht gesehen und sehnte sich nach dem stillen ruhigen Wesen, in dessen Obhut sie eine Zeit ihrer frühesten Kindheit verlebt hatte, als der Vater einmal schwer erkrankt war und ihre Mutter ihm die möglichste Ruhe zu verschaffen suchte. Freilich wußte sie nicht, als sie ihren Besuch anmeldete, daß die sparsame Einfachheit, welche sie früher im Hause des Oheims wahrgenommen, sich in letzterer Zeit in wirkliche Dürftigkeit verwandelt hatte; aber selbst wenn ihr dies bekannt gewesen wäre, so würde sie doch bei ihrem Vorhaben

verblieben sein. Denn sie selber fragte nichts nach Wohlleben; sie war auch überzeugt, daß sie der guten Tante hülfreich zur Hand gehen könnte und daß die lieben Verwandten gern den letzten Bissen mit ihr theilen würden.

Ihre Anmeldung erweckte auch Freude in dem Wendtland'schen Hause. Man hatte einen Mund mehr zu sättigen, aber dafür auch zwei flinke Hände mehr, die sich der Wirthschaft und Kinderpflege annahmen; ja, was die Hauptsache war: man war um ein theilnehmendes Wesen, um ein liebendes, jugendfrisches Herz reicher.

Agnes wurde also, wie sie vorausgesetzt hatte, mit herzlicher Freude von den Hamburger Verwandten aufgenommen. Den Zustand der häuslichen Verhältnisse erkannte sie bald, auch machte die Tante darüber kein Gehl gegen sie; sie freute sich inniglich, daß die Letztere, die sie bei ihrer Ankunft bleich und vergrämt gefunden hatte, jetzt nach wenigen Tagen froher und lebhafter erschien. Vielleicht bemerkte dies auch Wendtland selber, obgleich dieser sehr wenig bemerkte, was

um ihn her vorging, und noch weniger aussprach, was ihm wohl zuweilen in seinen mathematischen Kopf kam.

„Das ist schön!“ hatte Tante Anna nur gesagt; „nun werde ich doch auch zuweilen dazu kommen können, für Julie ein Paar Strümpfe anzustricken oder für Marie ein Hemdchen zuzuschneiden. Jetzt läßt mir der kleine Balg keine Zeit übrig. Nun mußt Du ihn aber zuweilen warten oder Deine eigene Schneiderkunst zum Nutzen und Frommen der Kinderchen in Anwendung bringen.“

Was ihr aber den größten Trost gewährte, verschwieg sie: sie hatte nun ein verständiges weibliches Geschöpfchen neben sich, mit dem sie plaudern, ja, vor dem sie ihr Herz ausschütten konnte. Danach hatte sie sich so oft gesehnt, wenn sie, auf die häusliche Sorge beschränkt, unter ihren Kindern allein an Feuerherde oder in der engen Wohnstube waltete, wenn sie schweigend neben dem grübelnden Schulmeister oder an der Seite der einsilbigen Schachspieler saß.

Als Wendtland am nächsten Sonntage mit seiner Nichte den Hafen besuchte, fanden sie dort eine lärmende Menge, welche die Zollhäuser zertrümmerte und die Zollwächter mißhandelte. Sie kehrten in die Stadt zurück, um dem Tumulte auszuweichen, begegneten aber in der Admiralitätsstraße einem Volkshaufen, welcher vom Rathhause herkam und jauchzend die Conscriptirten umschloß, die man eben gewaltsam den Händen der französischen Behörde entrißen hatte. Die jungen Leute warfen die dreifarbigten Bänder von den Hüten und jubelten mit ihren Verwandten, daß sie der peinlichen Pflicht, im französischen Heere zu dienen, enthoben waren. Ungeheurer Beifall wurde rege, als mehrere Capitaine die Kühnheit hatten, auf ihren im Hafen ankernden Schiffen die alte Hamburger Flagge aufzuhissen. Der Stintfang, die Landungsbrücke und die Strecke vom Johannishafen bis zur Bernhardstraße waren mit übermüthigen Zuschauern besetzt, die jedes Mal in ein stürmisches Hurrah ausbrachen, sobald sich an einer Mastspitze die rothe dreithürmige Burg auf weißem Grunde zeigte und der

Wind mit der alten geliebten Flagge spielte, deren Anblick man so lange entbehrt halte.

„Weshalb,“ fragten jetzt die klugen Leute, „hat man es geschehen lassen, daß die Franzosen das ganze Gebiet der Niederelbe eroberten? Die Gegner der Franzosen haben zu wenig Anstrengung gemacht, dieses Landgebiet zu behaupten, von wo aus sie sich am leichtesten hätten mit England verbinden und die Küstensperre vereiteln können. Man ließ Hamburg zur Hauptstadt eines französischen Departements machen, unsre Söhne mußten dem fremden Herrscher Kriegsdienste leisten und von hier aus bewachte die französische Besatzung die Handelsperre, welche die Bürger auf's äußerste empörte.“

Trotz dieser besorgnißerregenden Bewegungen bot die Stadt, deren tausendjährige republikanische Verfassung vernichtet worden war, doch unzählig viel Anziehendes dar und Agnes, die sich aus einer ganz andern Region hierher versetzt sah, fühlte ihre Sinne unzureichend, dies neue seltsam bewegte Bild zu fassen

und die ungewohnten Erscheinungen in ihrem Geiste zu ordnen.

Hamburg sah damals noch nicht so aus wie heut zu Tage. Die schönen Stadttheile, welche jetzt das Alsterbassin umgeben und neben diesem die Hauptzierde der Stadt ausmachen, sind in ihrer jetzigen Gestalt erst nach dem großen Brande entstanden, welcher Hamburg vor etwa dreißig Jahren ergriff. Damals standen statt der prächtigen Häuser mit Spiegelscheibenfenstern überall jene unansehnlichen und unbequemen Gebäude aus rothen Backsteinen mit den zahlreichen aber schmalen und niedrigen Fenstern, welche noch jetzt die übrigen Stadttheile einnehmen und die schmutzigen, engen und übelriechenden Straßen bilden, die von den Flammen verschont geblieben sind. Dennoch enthielten diese alten Gebäude im Innern auch des Glanzes genug, denn die alten Hamburger Kaufleute hatten zu viel Geld gesammelt, als daß Napoleon gleich ihre Kisten hätte leer fegen können; auch war die Stadt trotz den schmutzigen und schlecht gepflasterten Straßen immer doch großartig und anziehend.

Für Agnes war es etwas ganz Neues, das vier-
eckige Alsterbassin und, nur durch den schmalen Damm
mit der Lombardsbrücke davon getrennt, den blauen
Spiegel der großen Alster zu sehen. So viel Wasser
mitten in einer Stadt war ihr noch nicht vorge-
kommen.

Unfern des Hafens begegnete ihnen ein Kauf-
mann, in dessen Hause Wendtland Privatunterricht
ertheilte.

„Es verlautet,“ erzählte dieser, „wie eine Wunder-
mähr die Nachricht, daß Preußen ein Bündniß mit
Rußland geschlossen habe. Ja, die Rettung ist viel-
leicht näher als wir glauben. Berlin ist von den
leichten Truppen Wittgensteins besetzt, die Russen
schwärmen auf dem rechten Ufer der Elbe, Oberst
Tettenborn nahet, vielleicht als unser Befreier, als der
Retter unserer alten hanseatischen Verfassung.“

Sie gingen weiter. Der Wall, der die Vorstadt
Sankt Georg begrenzt und sich auf der entgegen-
gesetzten Seite der Stadt vom Damnthore bis nach

dem Millernthore und dem Elbufer hinzieht, war mit französischen Kanonen besetzt.

In der Vorstadt Sankt Pauli fanden sie ein verändertes Leben in den Straßen. „Die Russen kommen, um uns zu befreien!“ erscholl es von allen Seiten. In der „langen Reihe,“ der schönen breiten Straße, die sich vom Millernthor nach Altona zieht und der beliebte Tummelplatz des Volkes und der Seeleute ist, steckten die Schankwirths die alte Hansefahne aus; die französischen Douane-Officiere, die sich in den Kaffeehäusern blicken ließen, wurden von den bürgerlichen Gästen ingrinnig von der Seite angesehen. Am Strande hatten sich Matrosen zusammengeworrtet und die französischen Adler von den Zollhäusern gerissen. Ein Volkshaufe schaute erwartungsvoll nach einem Mast im Hafen, der ihm schon vorher bezeichnet worden war; eine zusammengerollte Flagge wurde aufgehißt; jetzt war sie oben, der Wind entfaltetete sie, daß sie weit hinausflatterte; ungeheurer Jubel erscholl, man erblickte die alte Burg mit den drei

Thürmen, darin die Jungfrau mit dem grünen Kranz in der Hand!

Diese unbesonnenen Uebergriffe des Volkes hatten die traurigsten Folgen. Nachdem die Bürgerwehr die Ruhe wieder hergestellt hatte, ließ der französische Commandant sieben Rädelsführer einziehen und kriegsrechtlich erschießen. Dennoch wurde den Franzosen vor den erbitterten Einwohnern und den herannahenden Russen bange und sie machten Anstalt, die Stadt zu räumen, obgleich es ihnen nicht unbekannt war, daß dreitausend Mann des Divisionsgenerals Morand von Stralsund her im Anmarsch waren. In der That erreichte diese Truppenmacht die Stadt nicht, denn obgleich die Dänen, weil man sie von Norwegen los-trennen wollte, den Franzosen freundlich gesonnen waren, so waren sie doch noch nicht in offenen Bund mit ihnen getreten und der dänische Generallieutenant Ewald hinderte deshalb den General Morand, Hamburg zu besetzen. Aber in Altona war man erwartungsvoll geworden; bang und still, versprach man sich nichts Gutes. Die Officiere auf der Wache am

Markte sprachen eifrig und geheimnißvoll mit einander und die Gemeinen suchten hier und da ein Wort abzulauschen. Die Kunde von der Annäherung der Russen erregte hier große Bestürzung.

Eines Abends brachte Wendtland die Nachricht nach Hause, daß der Divisionsgeneral Carra im Begriff sei, mit allen Truppen, Kriegsgegenständen und kaiserlichen Kassen die Stadt zu räumen.

Die Nachricht bestätigte sich. Die Franzosen schützten vor, der Abmarsch geschähe, um für Neapolen Quartier zu machen, aber Niemand glaubte daran, die Freude wurde allgemein und vergrößerte sich noch, als man erfuhr, daß die Hülfsstruppen Morand's beim Zollenpfeker von dem russischen Obersten Lettenborn geschlagen worden und dieser Letztere im Anmarsch auf Hamburg sei. Am 16. März sprengten die ersten Kosacken in Hamburgs Thore, dreizehn Mann an der Zahl, unter Anführung des Rittmeisters Bärsch.

Die Hamburger schickten dem russischen Obersten, der noch in Bergedorf stand, sogleich den Senator Bartels und den Präfecturrath Knorre als Gesandte

entgegen; da diese aber noch in ihrer alten Eigenschaft als Beamte der französischen Municipalität erschienen, so wollte Tettenborn sie nicht annehmen und erklärte, er könne nur Gesandte der freien Hansestadt Hamburg empfangen; nur wenn die Bürger ihre alte Verfassung wiederherstellten, könne er sie in Schutz nehmen. Auf diese Mahnung entschlossen sich die Hamburger zu dem erwünschten aber gewagten Schritt, sich offen von Frankreich loszusagen und mit dieser Erklärung eine neue Deputation, darunter den Freiherrn von Heß, nach Bergedorf zu schicken.

„Sie müssen heute Lichter an die Fenster stellen, Frau Wendtland,“ sagte Friedberg, als er sich wie gewöhnlich zur Schachpartie einstellte; „ganz Hamburg beleuchtet die Fenster; man erwartet die Rückkehr der Deputacion.“

Frau Wendtland säumte nicht, dieser Aufforderung zu folgen und während die beiden Männer ihre elfenbeinernen Truppen in's Gefecht schickten, pflanzte sie mit Hülfe ihrer Freundin zwölf Kerzen an die schmalen Fenster des Wohnstübchens. Die Kinderchen jauchzten

laut ob des Lichtglanzes, den sie sonst nur am heiligen Christabend zu sehen gewohnt waren und auch die kleine Wilhelmine wurde noch ein Mal aus ihrem Bettchen aufgenommen und rieb sich jauchzend ihre Augen mit den geballten Händchen.

Es war Nacht geworden, eine laue Nacht voll Mondschein, ehe die Gesandten zurückkehrten. Eine ungeduldig harrende Menge hielt die Straßen vom Gemeindehause bis zum Steinthore besetzt und begrüßte endlich freudig die Heimkehrenden.

Noch größer war der Jubel, als am 18. März auf demselben Wege Lettenborn's Einzug erfolgte. Die berittene Bürgerwehr und die Schützengilde hatten die Straßen besetzt und eilten dem Willkommenen entgegen, der sich der Stadt näherte, nachdem er noch bei Bergedorf die Franzosen geschlagen hatte; der Schweinemarkt, der Steindamm, Sanct Georg und die anstoßenden Straßen, ja die Gärten und Wege außerhalb der Vorstadt, wimmelten von Menschen; von den Giebeln der rothen Häuser wehten die Fahnen, die Fenster waren mit Laub und Tüchern geschmückt;

die Glocken läuteten von allen Kirchthürmen, dazwischen brummten die Wallgeschütze, knatterten die Flinten und Pistolen, die von den Bürgern nach Belieben und an jedem Orte abgeschossen wurden. Ein endloser Jubel erfüllte die Luft, alle Menschen umarmten und verbrüdereten sich.

Vor dem Thore und in der Vorstadt wurde der Oberst Tettenborn von einer unabsehbaren Volksmenge umdrängt. Männer mit laubgeschmückten Hüten hießen ihn willkommen, weißgekleidete Jungfrauen bekränzten ihn. Ungeheurer Jubel erscholl, als das kleine Häuflein Kosacken endlich einzog, dessen Führer schon am nächsten Tage erklärte, daß die Schifffahrt nach England wieder freigegeben sei.

Es war nur eine kleine Schaar, welche zu Hamburg's Befreiung einzog: eine Abtheilung jener unermüdlchen, regellosen Reiterei, die auf ihren kleinen Pferden die Ländergebiete wie der Sturmwind durchflog; 1500 Mann Kavallerie, darunter 65 reitende Artilleristen, 360 Husaren und Dragoner. Nach zehn

Tagen kam noch ein Trupp der mecklenburgischen Garde unter dem Obersten von Both hinzu.

Bei dieser geringen Macht rechnete der Oberst nicht nur auf die Erhebung Hamburgs, sondern auch des ganzen Gebietes an der Niederelbe. Und in der That machten die Hamburger mancherlei Anstrengungen, um zu einer Waffenmacht zu gelangen; doch waren sie selber der kriegerischen Handtirung nicht gewohnt und andererseits wendeten sie zu geringe Geldmittel auf, um Kämpfer für ihre Sache aufzubringen. Die Bürger konnten unmöglich geschulte und kriegsgeübte Soldaten ersetzen, und um die anderen Truppen für den Felddienst fähig zu machen, fehlte es an Zeit. Ueberdies hatten die Hamburger die irrige Meinung, daß die verbündeten Mächte sie gewiß unterstützen würden; am allerschlimmsten aber war es, daß der größte Theil der Bürger es nicht für möglich hielt, sich ohne fremde Hülfe zu retten.

Nachdem die Municipalität von der Regierung abgetreten war und der Rath die Verwaltung wieder übernommen hatte, organisirte der Bürger Heß die

Bürgerwehr. Der Buchhändler Perthes wußte, obgleich er nichts vom Kriegswesen verstand, doch den allgemeinen Eifer anzuspornen und die vielfachen Zwistigkeiten, die leider nicht ausblieben, auszugleichen. Diese Zwistigkeiten hatten schon vor Tettenborn's Ankunft geherrscht, als Perthes, im Verein mit Specker und dem Bleidecker Mettlerkamp, einem beim Volke beliebten Manne, eine freiwillige Bürgerwehr zusammengebracht hatte, die in ihren Grundsätzen von der alten abwich.

Auch Wendtland begab sich jeden Morgen, ehe er seine Lehrstunden erteilte, vor das Damnthor, um noch in seinem vorgerückten Alter den Dienst eines Rekruten zu erlernen. Sein Freund Friedberg zauderte noch; er trug sich mit dem stolzen Gedanken, als Freiwilliger in die hanseatische Legion einzutreten. Diese Legion wurde mit außerordentlicher Schnelligkeit eingerichtet, obgleich man als Stamm nur etwa hundert gediente Leute aus Mecklenburg und Pommern benützen konnte; an der Spitze standen die Majore von Pfuël und Graf Westphalen.

Man ging ernstlich an die Befestigung der Stadt. Die Thore wurden mit Kanonen besetzt; man legte vor dem Stein- und Deichthore Wälle an; auf der Feddel wurde eine Schanze aufgeworfen; auf dem Grasbrook und dem Hamburger Berge wurden Batterien errichtet; bei Harburg ankerte ein Blockschiff zum Schutz der Elbe.

In Napoleons Hauptquartier selber konnte es nicht lebhafter zugehen, als in dem Hause Tattenborn's in Hamburg. Der Oberst hatte außer den Russen, die ihm zum Dienste beigezogen waren, eine Menge von Preußen, Hannoveranern, von Officieren und Bürgern in seinem Gefolge, die sich freiwillig um ihn scharten. Er selber zeigte die unermülichste Regsamkeit und man konnte kaum begreifen, wie er so viele Geschäfte in der kurzen Spanne Zeit eines Tages abzuwickeln vermochte.

Die zweckmäßigen Maßregeln des russischen Befehlshabers gewannen diesem das Vertrauen der Bürger. Außerdem gab er ihnen die beruhigendsten Nachrichten und in Folge derselben zweifelte man nicht,

daß sich ganz Norddeutschland erheben werde, daß die Verbündeten an den Rhein vorrücken, daß Schweden und Dänemark der bedrängten Handelsstadt gewiß beistehen würden; endlich war man überzeugt, daß die aus Hamburg vertriebenen Franzosen sich in einer bedenklichen Lage befänden.

Aber die für die Verbündeten unglücklichen Kriegsereignisse in Sachsen, und namentlich die verlorene Schlacht bei Lüzen, änderten die Sache. Zehn Wochen nach Tettenborns Einzug in Hamburg hatten sich die Verbündeten an die Oder zurückgezogen; die Schweden blieben theilnahmlos, obgleich der Kronprinz die Pflicht übernommen hatte, den Deutschen Hülfe zu leisten; die Dänen schlugen sich zum Feinde, um der Los-trennung von Norwegen zu entgehen.

Freilich hätte man die Niederelbe nicht im Stich lassen müssen. Aber das Hauptheer, nach den Schlachten von Lüzen und Baugen bis nach Schlessien zurückgetrieben, dachte nur daran, die Verfolgung seitens des französischen Heeres zu verhindern. Die einzelnen zerstreuten russischen Feldherren, welche zu Wittgen-

stein's Commando gehörten, hätten eine bedeutende Macht gebildet, wenn sie vereinigt gewesen wären; aber gegenseitige Eifersucht schien jedes einmüthige Unternehmen unmöglich zu machen. Obgleich England darauf bedacht war, Deutschland beizustehen, sendete es keine Mannschaften, sondern nur einen General, den Grafen Wallmoden, und einige Waffen, etwa zehn tausend Gewehre, die bei Cuxhaven landeten.

Es war natürlich, daß der Feind, durch einen unglücklichen Kriegszufall aus den Ländern der Elb- und Wesermündungen vertrieben, Alles aufbot, um wieder in ihren Besitz zu gelangen. Denn von hier aus war es allein möglich, eine Landung der Engländer an den deutschen Küsten zu verhindern.

Diesen Zweck suchte der französische General Vandamme zu erreichen.

Schon im März des Jahres 1813 rückte derselbe in Bremen ein und hielt ein schreckliches Strafgericht über die Einwohner. Davoust, der von Celle herbeieilte, erhielt den Oberbefehl über die Truppen der Niederelbe und auch über das Vandamme'sche Corps. —

Erstes Capitel.

Sie hat einen Anderen genommen.

Wendtland war von seinen Uebungen am Damnthore zurückgekehrt und trank mit seiner Frau den Abendthee, mancherlei über das bewegte Leben der alten Handelsstadt plaudernd, über die Hoffnungen und Befürchtungen, wozu die wunderbar verworrene Gegenwart Anlaß gab.

Die Hausfrau sah betrübt und unruhig aus und schaute zuweilen besorgt zum Fenster hinaus, ob Agnes nicht käme.

„Beunruhige Dich nicht über das Mädchen!“ sagte Wendtland, der ihre Besorgniß errieth; „Du weißt, was sie so spät vom Hause entfernt hält. Sie

bringt der armen Frau, die früher unsere Hausgenossin war, Trost und Unterstützung und es ist wahrlich nöthig, daß sich in diesen Tagen Jeder, dem noch nicht die allernöthigsten Lebensbedürfnisse fehlen, sich des gänzlich Verarmten annehme, damit dieser unter den Bedrängnissen der Kriegenoth nicht erliege. Auch ist Friedberg ihr entgegen gegangen und Beide werden hoffentlich bald wohlbehalten und frohen Muthes heimkehren."

Es entstand eine Pause.

"Hast Du nicht bemerkt," hub Wendtland wieder an, "daß unser Freund seit einiger Zeit ganz verändert ist? Früher kam er nur des Sonntags; jetzt vergeht kein Abend, wo er uns nicht besucht. Er spielt nicht mehr so gut Schach wie früher und ich habe jetzt an ihm fast keinen ebenbürtigen Gegner. Er spielt zerstreut und blickt mir zu oft seitwärts auf Agnes. Die mag wohl jetzt die Königin seines Herzens geworden sein und er kümmert sich jetzt nicht mehr sonderlich um seine weiße Königin im Brette. Wie sich die Menschen ändern können! hätte ich doch

niemals geglaubt, daß ein so guter Schachspieler ein höchst mittelmäßiger werden könnte!“

Anna lächelte.

„Wenn er jetzt unachtsam beim Schachspiele ist und Du dies bemerkt hast,“ antwortete sie, „so wundert mich das nicht; wohl aber hätte ich kaum erwartet, daß Du auch gleich die wahre Veranlassung dieser Veränderung errathen würdest. Ja, es ist wohl nicht in Abrede zu stellen, daß der wunderliche Hagestolz von Amor's Pfeil getroffen worden ist.“

„Seltsam! seltsam!“ fuhr Wendtland fort, indem er seine lange Hauspfeife stopfte; „es ist ein wunderliches Ding um die Natur des Menschen, die doch immer ihr Recht begehrt, und unter allen Umständen ihre Stimme erhebt! Wer hätte glauben können, daß unser bedächtiger und besonnener Freund jetzt gerade, wo alle bürgerlichen, geselligen und privaten Verhältnisse durch politische Gefahren zerrüttet und in Frage gestellt werden, darauf denken könnte, seine einsame Stellung, worin er sich so lange wohl gefühlt, aufzugeben?“

„So weit ist es nun wohl noch nicht,“ meinte Anna; „wenngleich nicht zu bezweifeln steht, daß unser Freund seiner Neigung nur Raum gegeben habe, indem er zu gleicher Zeit die Absicht hegt und die Möglichkeit voraussetzt, in den Besitz der Geliebten zu gelangen und ihr Loos mit dem seinigen zu verknüpfen, so ist es doch noch immer fraglich, ob seine Bewerbungen einen glücklichen Erfolg haben werden.“

„Weshalb nicht? hat Agnes ihr Herz nicht frei erhalten?“

„Ich bezweifle es,“ entgegnete Anna, „sie hat mir im Vertrauen mitgetheilt, daß sie während der letzten Zeit ihres Aufenthaltes im Elternhause ein zärtliches Verhältniß mit einem jungen Manne angeknüpft habe, der eine Hauslehrerstelle auf einem adligen Gute bei Bamberg bekleidete. Er soll ein schöner edelgesinnter Jüngling sein, der später in das Lützow'sche Freicorps eingetreten ist.“

„War es denn ein ernstes Verhältniß?“ fragte Wendtland.

Anna blickte ihn mit ihren großen blauen Augen eine kurze Zeit lang fragend an, ehe sie antwortete.

„Ein ernstes Verhältniß?“ wiederholte sie; „kann ein Liebesverhältniß unter gut gearteten jungen Leuten anders als ernst sein?“

„Du mußt mich recht verstehen, Anna,“ beschwichtigte sie der Gatte; „ich bezweifle nicht, daß die Neigung, was das Herz anbetrifft, unter den jungen Leuten auf wahrhaftem, innigem Gefühl beruht; ich meinte aber, ob sich die beiden Liebenden verpflichteten, dieser Neigung stets eingedenk zu sein; ob sie sich gegenseitig bindende Versprechungen für die Zukunft machten. Glaubst Du, daß ein junger Mann dadurch zu einem Betrüger werde, wenn er sich einer süßen Regung oder einer zärtlichen Leidenschaft hingiebt, ohne sich zugleich für das Leben zu binden? glaubst Du, daß jedes Mädchen dies verlange und fordere, indem sie die Liebe eines Jünglings erwidert? Ich weiß nicht, welche Grundsätze in dieser Beziehung bei Eurem Geschlechte maßgebend sind. Daß die meisten Mädchen wohl ihr Herz zu wahren wissen, wenn sie

nicht eine eheliche Versorgung im Hintergrunde erblicken, daß sie in diesem Falle, selbst wenn ihr Herz mitspricht, sich zu keinerlei Gewährung verstehen, ist freilich genugsam bekannt. Es ist dies Verfahren klug und unsern geselligen Verhältnissen durchaus angemessen; wo diese Lebensklugheit aber nicht herrschte, dürfen wir da das jugendliche Herz der Uebereilung oder ja des Leichtsinnes zeihen oder soll das Mädchen gar damit bestraft werden, daß ihr, weil sie der Stimme der Natur folgte, jedes bindendere Verhältniß für die Folgezeit abgeschnitten bliebe? Das wirst Du nicht zugeben wollen. Freilich werden viele junge Mädchen auf diese Weise gestraft, aber sie sind aus dem Grunde, weil sie ihrem Herzen die Oberherrschaft über die verständige Klugheit einräumten, durchaus nicht weniger gut und schätzenswerth als die übrigen. Was nun die Männer anbetrifft, so weiß ich bestimmt, daß sie bei ihren Liebchaften durchaus nicht solche ernste Erwägungen in Betracht ziehen; sie thun vielleicht Unrecht, diesen Vortheil, den ihnen die Lebensverhältnisse und die öffentliche Meinung zu-

gesteht, zu benutzen; würde aber andererseits das Leben eines Jünglings sich nicht viel ärmer und dürftiger gestalten, wenn er an alle Neigungen und Triebe seiner inneren Natur den Zügel der gemeinen bürgerlichen Verhältnisse legen wollte?"

„Ich bestreite es,“ erwiderte Anna, „daß die öffentliche Meinung den Männern jenen Vorzug einräume; sie entschuldigt es bei ihnen nur leichter als beim Mädchen, wenn sie bei der Anknüpfung solcher zärtlichen Neigungen nicht zu gleicher Zeit den Ernst der Lebensverhältnisse im Auge behielten. Selbst wenn ein würdiger Jüngling, sobald er um das Herz eines Mädchens wirbt, noch keine Gewißheit für die Zukunft hat und keine Berechtigung fühlt, auch um ihre Hand zu werben, so wird er doch die Hoffnung hegen, seine Geliebte dereinst zu besitzen und durch das feste Band der Ehe an sich zu knüpfen; und gewiß auch nur im Vertrauen auf diese Hoffnung, wird sich die Geliebte eine Erwiderung seiner Zärtlichkeit gestatten.“

„Du hast vollkommen Recht,“ sagte Wendtland, dem es jetzt gerathen schien, über die social-philosophische

Streitfrage hinwegzukommen und das praktische Verhältniß im Auge zu behalten; „Du hast vollkommen Recht; ich möchte aber eben wissen, ob Agnes sich durch diese Hoffnung gebunden fühlt; ob sie Versprechungen von ihrem Anbeter erhalten hat; ob sie entschieden ist, jedes andere Verhältniß, das ihre Zukunft sichern würde, von sich zu weisen.“

„Sie haben sich beiderseitig durch kein Versprechen gebunden; Bruno — so heißt der junge Mann — sprach beim Abschiede die Hoffnung aus, lebend und gesund aus dem Feldzuge zurückzukehren und sie dann wiederzusehen. Er versprach, ihr zu schreiben, und sie gewährte ihm ein gleiches Versprechen. Sie hat aber bisher nur einen Brief erhalten, den er bald nach seinem Abmarsche geschrieben hatte; sie dagegen hat zu wiederholten Malen an den Geliebten geschrieben, so oft sie irgend eine Nachricht von dem Aufenthalte des Lützow'schen Corps erhalten hatte. Ihre Briefe sind wahrscheinlich nicht zu ihm gelangt, denn sie blieben unbeantwortet.“

„Vielleicht gehört der junge Mann schon zu den Gefallenen, oder er gedenkt seines Liebesverhältnisses nur wie eines angenehmen, überlebten Traumes, — vielleicht auch hat er Agnes schon vergessen. Glaubst Du nicht, Anna,“ — fuhr er nach einer Pause fort, — „daß Agnes ein glückliches Loos erwählte, wenn sie unserem Freunde die Hand reichte? Ihre Eltern leben in bescheidenen Verhältnissen, die ihnen eben nur den Lebensunterhalt gewähren; die Zukunft der Tochter können sie nicht sicher stellen. Was wäre also wünschenswerther, als daß diese mit einem Manne verbunden würde, der, wie unser Friedberg, brav und gefest, verständig und treu und dabei bemittelt ist!“

„Es wäre ein Loos, das man in der jetzigen Zeit doppelt glücklich preisen müßte,“ entgegnete Anna. „Ich habe es ihr vorgestellt und wir müssen ihr die Entscheidung anheimstellen, im Falle Friedberg sich allen Ernstes um sie bewerben sollte.“

Die Unterredung wurde dadurch unterbrochen, daß Friedberg mit Agnes zurückkehrte. Sie brachten eine Nachricht mit, die wohl geeignet war, in dem

kleinen Familienkreise dieselbe Bestürzung, wie in der ganzen Stadt Hamburg zu erregen.

Die Schreckensbotschaft hieß: „Die Franzosen haben Harburg besetzt!“

Harburg liegt im hannoverschen Lande, wo die Seeve in die Elbe ausfließt, und ist somit nicht allzu weit von Hamburg entfernt.

Diese Stadt hatten die Franzosen wirklich besetzt und es unterlag keinem Zweifel, daß sie näher rücken würden, um den etwas voreilig verlassenen Posten in der alten Hansestadt wieder zu erobern.

Jetzt wendeten sich die Hamburger an Dänemark.

Die Hamburger hatten nicht weit zu schicken, um dänische Hülfe in Anspruch zu nehmen. In Altona stand der dänische Commandant, Oberst von Haffner, der sich gern bereit erklärte, eine Truppenabtheilung in die benachbarte Stadt einrücken zu lassen. Am Abend des 11. Mai zog der General Wegener mit 2000 Mann und 16 Kanonen in Hamburg ein. Ein Bataillon besetzte den Grassbrook, den Theil der Stadt, welcher

an die Elbe grenzt; das andere Bataillon die Vorstadt Sanct Pauli.

Inzwischen hatte Vandamme sich schon der südlichen Spitze der Insel Wilhelmsburg bemächtigt.

Diese Insel ist die größte in der Gruppe, die theils zu Hamburg, theils zu Hannover gehört und sich bis an die sogenannte Süder-Elbe erstreckt, welche die hannoversche Küste bespült. Die Wilhelmsburg, welche durch Deiche gegen den Strom geschützt wird, ist somit als Hamburgs Vormauer von der Elbseite anzusehen.

Die Franzosen warfen die Truppen, welche sich auf der Wilhelmsburg verschanzt hatten, in die Schiffe, nahmen dann die Insel Niedernfeld und die große und kleine Feddel.

Jetzt begann das Schrecklichste, was die Hamburger befürchtet hatten: die Stadt wurde bombardirt. Viele verließen ihre Behausungen, nahmen nur die leicht tragbaren Güter mit sich und flüchteten aus der Stadt. Andere verbargen sich in feuerfesten Gebäuden oder in den Kellern.

Anna Wendtland erwartete mit Agnes und den Kindern gefaßt ihren Untergang; fliehen mochten sie nicht, da der Vater und Friedberg durch ihre Dienstpflicht genöthigt waren, ihr Leben gegen den Feind auf das Spiel zu setzen.

Mitten in der Gefahr erschien in der bedrängten Stadt ein Mann, der durch seinen Ruf als Held und Volksfreund wohl geeignet war, den Muth der Bürger zu beleben. Es war der Herzog Wilhelm von Braunschweig. Die Hamburger trugen ihm den Oberbefehl an; er konnte sich aber mit Tettenborn, der inzwischen zum General ernannt worden war, nicht einigen und reiste unverrichteter Sache ab.

Das Leiden der unglücklichen Stadt steigerte sich stufenweise. Unter dem Donner des feindlichen Geschüßes fiel unerwartet die Hülfe der Dänen ab. Schon von Anfang hatte Mißtrauen zwischen dem russischen und dem dänischen Militair geherrscht; man erwartete die Rückkehr des dänischen Gesandten aus London und neue Verwaltungsbefehle aus Kopenhagen. Nach der Rückkehr des Grafen von Bernstorff ver-

lautete, daß die Dänen sich nicht in ein feindliches Verhältniß zu Frankreich setzen würden. Bald darauf zogen die Truppen wirklich aus der Stadt.

Allgemeine Bestürzung ergriff die unglücklichen Einwohner.

Es waren jetzt nur noch 2300 Mann regelmäßiger Truppen und 2500 Mann Bürgergarde in der Stadt; dabei reichte der Pulvervorrath nur noch zu wenigen Kanonenschüssen aus. Die Franzosen hatten inzwischen den Altenwerder und den Finkenwerder genommen, Theile der Marschlande, welche im Süden der Bille liegen und von der Elbe begrenzt werden; die feindlichen Haubitzengranaten flogen bereits bis zur Neuenburg, nach der Herrlichkeit und dem Rödingsmarkt, ohne jedoch zu zünden. Die Feinde näherten sich in fünfundzwanzig kleinen Fahrzeugen dem Hafen und bemächtigten sich eines Hamburgischen Sachtschiffes, wobei der Commandant tödlich verwundet und mehrere von der Besatzung getödtet wurden.

Dem General Tettenborn blieb jetzt nichts übrig, als sich an die Schweden zu wenden.

Der Kronprinz Karl Johann von Schweden hatte sich bei den Verbündeten verpflichtet, mit einem Heere nach Deutschland zu kommen. Er langte jedoch erst spät in Pommern an und ließ es sich nicht sehr angelegen sein, mit den Franzosen in Kampf zu gerathen. Dennoch zögerte der schwedische General von Döbeln nicht, auf Ansuchen des Generalconsuls Seigneul, von Wismar aus mit 2500 Mann in Hamburg einzurücken und auch sogleich an dem Gefechte theilzunehmen.

Diese Hülfe war aber nur von kurzer Dauer. Der schwedische General wurde mit den Truppen durch einen Befehl des Kronprinzen zurückberufen und sogar wegen seiner eigenmächtigen Handlung vor ein Kriegsgericht gestellt. Bald darauf zogen sich sämtliche schwedische Truppen nach Bergedorf zurück.

Dem Abzuge der Schweden folgte der Abmarsch der russischen Truppenmacht, auf deren Schutz die Erhebung der Hamburger allein beruht hatte.

Lettenborn, der zu große Hoffnung auf die Wehrkraft der Hanseaten und die Unterstützung der verbündeten Truppen gesetzt hatte, sah wohl ein, daß er

allein Hamburg nicht halten könne, und, um nicht abgeschnitten zu werden, mit seinen Kosacken an den Rückzug denken müsse. Diese Truppen, so vortrefflich, um den Feind in der Steppe zu beunruhigen, konnten nicht ausreichen, um eine Stadt gegen einen starken Angriff zu vertheidigen.

Der Zug bewegte sich während der Nacht durch das Steinthor und schlug den Weg zwischen der Elbe und der Bille ein.

Am Morgen des folgenden Tages erfuhren die Bürger, daß die Russen mit dem mecklenburgischen Bataillon und der hanseatischen Legion die Stadt verlassen hatten.

Als der Chef des Generalstabes, Major von Pfuel, den Bürgern den nothwendigen Abmarsch der Russen anzeigte, sah der Senat wohl ein, daß er darauf denken müsse, die Stadt dem Feinde zu übergeben. Um aber jeder Beschuldigung zu entgehen, ließ er sich bei dieser Unterwerfung übereilt, ließ er sich über den Abzug des Generals von Tettenborn eine amtliche Erklärung ausfertigen. Ein Tagesbefehl

setzte den Anführer der Bürgerwehr ab und damit war diese Truppe, die überdies ihre Erschöpfung erreicht hatte, aufgelöst.

Wieder hatten sich die Bürger Hamburgs versammelt, um einem Einzuge beizuwohnen. Aber es erscholl kein lauter Jubel, wie damals, als Tettenborn ihnen als rettender Engel erschien. Lautlos und in gedrückter Haltung sah man den General Davoust, den Mann mit der hohen und finsternen Stirn, als Sieger in Hamburg's Mauern einziehen.

Erst nach einigen Tagen wurde die französische Polizei wieder in Thätigkeit gesetzt; es blieb denjenigen, welche ihr Leben oder ihre Freiheit gefährdet sahen, hinreichend Zeit zur Flucht.

Aber unerbittlich streng war Davoust, als es sich um die Aufbringung einer Straffsteuer von beinahe vierzehn Millionen Thalern handelte. Er ließ mehrere der angesehensten Kaufleute nach Harburg führen, und die Hamburger waren endlich froh, als er sich bereit erklärte, den größeren Theil der Zahlung in Waaren und Lieferungen anzunehmen.

Bald darauf erging die Aufforderung an alle männliche Einwohner, sich mit Hacke und Spaten zum Festungsbau einzustellen. Napoleon hatte befohlen, aus der friedlichen Stadt eine Festung mit einer Citadelle mit Wällen und Gräben zu machen. Da sollten Brücken über die Elbe geschlagen, Bastionen auf den Inseln angelegt werden; und das Alles sollte, wie der mächtige Kaiser gewohnt war, schnell und wie durch ein Zauberwort zur Ausführung kommen und zwar durch die Hände der Hamburger Bürger und aller derer, welche zur sogenannten 32. Militair = Division gehörten. Und was das schlimmste war: sie selber sollten die Kosten der Befestigung tragen.

Jetzt galt es, dem Machtwort des Kaisers Folge zu leisten. Da ging es an ein Ausmessen, Abstechen, Graben und Hacken. An der Elbe, bei Johannis = Bollwerk und an der Alster, bei der Lombardsbrücke wurde eine Citadelle angelegt; die Häuser in den Vorstädten St. Pauli und St. Georg wurden niedergebrannt, die schönen Alleen auf den Wällen zerstört.

Da sah man manchen feinen Hamburger schon des Morgens in der Frühe zum harten Tagewerk hinausziehen. Anfangs hatten die Reicheren sich Ersatzmänner gedungen; aber es fand sich eine so geringe Zahl derselben und der Tagelohn stieg zu solcher Höhe, daß die meisten selber Hand anlegen mußten.

Wendtland faßte die Sache von der heitersten Seite auf und auch sein Freund Friedberg erklärte lachend, die körperliche Arbeit sei so übel nicht und mache tüchtigen Appetit; wenn ihnen die Franzosen noch genug übrig ließen, um sich satt zu essen, so wollte er sich gar nicht beklagen. Sie arbeiteten in traulicher Gemeinschaft mit den Leuten aus dem Volke, neben dem Bremer Tagelöhner, dem Kirchwerder im engen Wams, dem Neuengammer in der hellrothen Jacke, dem Altengammer mit dem braunen Leibchen.

Zur Mittagszeit kam der weibliche Besuch von allen Seiten und auch Anna Wendtland fand sich ein, um den fleißigen Arbeitern das Mittagessen zu bringen.

Aber das Mahl war in jener Zeit nicht allzu fett und die Beefsteaks und Puddings, welche die guten

Hamburger so gern essen, waren gar seltene Gerichte. Es hieß damals: „Richtet euch ein und haltet Alles zu Rathe, denn es ist die Zeit der Noth, und man weiß nicht, wie es noch gar später werden mag!“

Davoust hatte die Vorräthe der Umgegend geleert und, was in der Stadt selber zu haben war, sorgfältig notiren lassen. An Schlampampen war da nicht zu denken.

Inzwischen wurde der Boden hart und widerstand dem Spaten und der Hacke der Arbeiter; der Winter kam heran, ein recht eisiger und harter Winter.

Es war am Christabend, einem recht traurigen Christabend, ohne Tannenbaum und Lichtglanz, ohne Geschenke und Freude. Frau Wendtland hatte eben das Nachtmahl angerichtet und, wegen der feierlichen Gelegenheit, die Tassen mit erquickendem Thee gefüllt, als sich ein verworrenes Geschrei auf der Straße erhob.

„Was bedeutet dieser Lärm?“ fragten Frau Wendtland und Anna gleichzeitig.

Wendtland und Friedberg, der jetzt der tägliche

Gast war, blickten sich an, verschwiegen jedoch die Antwort.

Sie kannten aber die traurige Veranlassung des Geräuschs, das sich auf der Straße erhob, wie die Marschbewegung einer zahlreichen, unbewaffneten Menschenmenge.

Es zogen 25,000 Einwohner Hamburgs vorbei, welche Davoust ausgewiesen hatte, weil sie arm waren und der harte Winter Noth und Mangel erwarten ließ. Es waren auch darunter die Bewohner der Zuchthäuser und die Siechen aus den Spitälern, die sich noch fortschleppen konnten oder fortgeschleppt wurden.

„Stumm und weinend gehen sie vorüber,“ erzählte Agnes, die hinausgegangen war, um Erkundigung einzuziehen, „ihr ärmliches Päckchen mit sich führend, oder die Habe auf Handwagen hinter sich nachziehend. Auch die arme Familie, die wir bisher unterstützt haben, ist darunter. Der alte Tischler drückte mir gerührt die Hand; die Kinder weinten und die Frau konnte vor Schluchzen kein Wort hervorbringen. Sie ziehen nach Flottbeck und

ich habe ihnen versprochen, daß unsere Hülfe auch bis dahin zu ihnen gelangen solle.“

„Du hast recht gethan und nicht zu viel versprochen, liebe Agnes,“ sagte Wendtland. „Unser Freund Friedberg wird Mittel finden, trotz der Sperre zuweilen zu ihnen zu kommen und ihnen Geld und Lebensmittel zu bringen.“

Die Vertriebenen gelangten nicht unangefochten aus der Stadt. Obgleich Davoust strenge Kriegszucht hielt, fanden sich doch Rotten betrunkenener Soldaten, welche die Abziehenden angriffen und Viele noch ihrer letzten und geringen Habe beraubten.

Der Zug der Vertriebenen, Alte und Junge, Männer, Weiber und Kinder, bewegte sich durch die Trümmerhaufen von St. Pauli nach Altona. Viele blieben dort, von der Nachbarstadt mildthätig aufgenommen; Viele zogen weiter in die Umgegend, bis nach Bremen und Lübeck, Schutz und Hülfe suchend. Aber es fehlte an Obdach und Nahrung für so viele Unglückliche. Viele waren schon beim Auszuge in den engen Straßen erdrückt worden, andere erfroren oder

verhungerten in der Nacht oder an den folgenden Tagen. Fast die Hälfte erlag der Kälte, der Krankheit, dem Hunger und Kummer. Sie fanden wenigstens eine Grabstätte in dem deutschen Nachbarlande.

In der St. Petrikirche an der Bergstraße, welche später durch den großen Brand am 7. Mai 1842 zerstört wurde, befand sich ein Gemälde, welches den graufigen Auszug der Armen darstellte; und auf einer ehernen Tafel standen die Namen von neunzehn edlen Männern, die sich in der Fremde der Unglücklichen angenommen hatten und dabei selber durch ansteckende Krankheiten umgekommen waren.

In dem Dorfe Ottensen bei Altona, dicht an der großen Straße, dem jetzigen Zollamte gegenüber, liegt ein Kirchhof. Das Kirchlein, das in der Mitte steht, sieht recht einfach aus mit seinem niedrigen Thurme und dem stumpfen Dache, ganz wie eine Dorfkirche. Tritt man von der Straße auf die Begräbnisstätte, so sieht man gleich linker Hand eine alte Linde mit breiter, schattiger Krone, die zwei Leichensteine über-

dacht: hier ruht der gefeierte deutsche Dichter Klopstock neben seiner Gattin Meta.

Unweit davon ist eine andere Begräbnißstätte, an deren Pforte sich zwei Obelisken aus Granit erheben mit der Inschrift: „Gottesacker der vertriebenen Hamburger — angeordnet in dem Winter von 1813 und 1814“. Hier liegen allein 1138 der Vertriebenen beerdigt; ein gemeinsames Denkmal erhebt sich auf dem Reichenfelde, ein Sarkophag aus Sandstein, mit der Aufschrift: „Friede den Entschlafenen“.

Anderer Opfer jener Schreckenszeit ruhen auf einer Grabstätte, die man antrifft, wenn man zum Lübecker Thore hinaus über Barmbeck nach dem Dorfe Gilbeck geht.

Friedberg erfüllte das Versprechen, das Agnes der armen Tischlerfamilie gegeben hatte. Frau Wendtland holte ein Säckelchen mit ersparten Schillingen hervor; Friedberg fügte dieses Stümmchen zu der eigenen Gabe, derer er nicht erwähnte. Um diese Geschenke aber den Bedürftigen zukommen zu lassen, war kein anderer Weg vorhanden, als sie durch einen sicheren Boten

zu übersenden. Wer aber war kühn und geschickt genug, um mit Gefahr seines Lebens durch die streng bewachten Außenwerke der neu befestigten Stadt und durch die belagernden Russen hindurchzuschlüpfen?

Friedberg schützte seine Bekanntschaft mit einem Officier der französischen Besatzung vor, um seine Freunde glauben zu machen, daß für ihn keine Gefahr vorhanden wäre, wenn er die Botschaft übernähme nach langem Zögern erhielt er ihre Zustimmung.

Das Wagniß gelang in der That. Die dänischen Truppen, welche nach der Uebergabe Hamburgs bis zum Einmarsch der Franzosen die vorläufige Besatzung gebildet hatten, verließen gerade die Stadt und Friedberg nahm diese Gelegenheit wahr, als ein vorgeblicher Proviantbeamter hinaus zu gelangen; dabei merkte er denn wohl, daß die Rückkehr ihm schwieriger, wenn nicht gar unmöglich sein würde.

In Altona und in der ganzen Gegend längs der Elbe, überall fand er Spuren, welche das Elend der Vertriebenen hinter sich gelassen hatte. Vereinzelt franke Menschen lagen bettelnd am Wege; Hungernde

schleppten sich, trotz der Kälte, nur langsam weiter; zerbrochene Karren, zertrümmertes Geräth und Lumpen bedeckten die Straße.

Es führte damals noch nicht die bequeme Chaussee nach Flottbeck, wie heute. Auch sah man linker Hand noch nicht so viele prächtige Landhäuser, mitten in wundervollen Gärten mit Rasenplätzen, Laubgängen, Statuen und Blumenvasen. Desto freier aber schweifte der Blick von dem steilen Ufer über den breiten lachenden Elbstrom. Etwa eine halbe Meile von Altona biegt nach Flottbeck rechts eine schmale Straße, eine sogenannte Twiete, in's Gehölz ab; an der Ecke, wo der berühmte Garten des Kunstgärtners Booth liegt, wo die fremdländischen Baumkronen, die hier von sorgfamer Hand gepflegt werden, über die Hecke ragen.

Flottbeck ist ein freundliches Dörfchen und berühmt wegen des schönen Landsitzes und Parks, welche dem Senator Jenisch gehören.

In jener Zeit, als Friedberg seine Schritte dorthin lenkte, herrschte daselbst ein verworrenes Leben. Die Russen hatten hier ein Lazareth errichtet und un-

unterbrochen langten Verwundete an; unter den Hamburger Flüchtigen, die hier Obdach gefunden hatten, wüthete ein ansteckendes Nervenfieber, das täglich zahlreiche Opfer forderte. Dabei trafen Abgeordnete aus allen Gegenden ein, aus den Freistädten, von den Russen, Schweden und Preußen.

Der flüchtige Buchhändler Perthes war von Hamburg nach Flottbeck gekommen, um Unterstützungsgelder, die ihm der Kronprinz von Schweden eingehändigt hatte, unter die bedürftigen Vertriebenen zu vertheilen. Bei diesem Amte allein blieb es aber nicht und der weit bekannte und hoch geachtete Mann sah sich bald in eine Menge von Geschäften und Diensten verwickelt, die wohl die Thätigkeit von zehn thätigen Menschen in Anspruch genommen hätten.

Friedberg fand leicht die Familie des Tischlers auf, aber das Nervenfieber hatte die Mutter und drei Kinder hingerafft. Nieder gebeugt stand der Mann, noch von vier jungen Kindern umgeben, als er den Abgesandten seiner Wohlthäter mit gerührtem Dank begrüßte.

„Wir haben viel gelitten, mein guter Herr!“ sagte er zu Friedberg. „Es ist schmerzlich, als Familienvater der Habe und Nahrung entbehren, mit Sorgen und Krankheit kämpfen zu müssen; aber das Bitterste bleibt doch, die theuren Leidensgefährten zu verlieren und die Geliebtesten bestatten zu müssen, die mitten im Glend von uns geschieden sind.“

Die Thränen flossen ihm über die Wangen und Friedberg drückte ihm stumm und schmerzlich bewegt die Hand, da er fühlte, daß Worte des Trostes bei so großem Schmerze wirkungslos bleiben müßten.

Als Friedberg den Buchhändler Perthes besuchte, fand er ihn an einem gebrochenen Bein und am Nervenfieber zugleich daniederliegend; dazu kam der Gram über den Tod seines Sohnes Bernhard, der ihm eben gemeldet worden war.

„Sie kommen zu rechter Zeit!“ rief ihm der Muthige entgegen, und als Friedberg erzählt hatte, zu welchem Zweck er gekommen und auf welche Weise er aus der Stadt gelangt war, fügte Perthes hinzu: „Es ist unmöglich, daß Sie wieder zurückkehren kön-

nen. Ihre Freunde sind überdies jetzt ungefährdet und tragen nur mit an dem allgemeinen Unglück, welches auf der bedrückten und belagerten Einwohnerſchaft laftet. Mir aber können Sie hier außerordentlich nützlich ſein, denn mein Zuſtand geſtattet mir jetzt wenig Thätigkeit, und Sie glauben nicht, wie viel auf mich wartet. Ehe Ihr Urlaub abläuft, will ich in Ihrem Namen beim Commandeur der Legion um Verlängerung deſſelben einkommen und bin überzeugt, daß uns keine Schwierigkeiten gemacht werden.“

Friedberg willigte mit Freuden ein, dem tüchtigen Manne im Dienſte des Vaterlandes behülflich zu ſein.

Neun Wochen mußte Pertheß das Krankenbett hüten, während welcher Zeit er jedoch nicht abließ, unter dem Beiſtande eifriger Männer, zu denen auch Friedberg gehörte, für das allgemeine Beſte mit Rath und Unterſtützung zu wirken.

Während die Verbündeten ſchon die Franzoſen über den Rhein trieben, blieb Hamburg unter dem Drucke Davouſt's. Die Nachrichten, welche Friedberg

von seinen Freunden erhielt, brachten stets neue Klagen über die harten Maßregeln der Besatzung.

Endlich erschien der Tag der Rettung.

Erst der Pariser Friede befreite Hamburg von den Feinden. Die Thore öffneten sich wieder den Verbannten und Flüchtigen, welche heimkehrten, nachdem sie Eltern, Brüder, Kinder und Freunde zur fremden Erde bestattet hatten.

Und wie fanden sie die Heimat und die Zurückgelassenen?

Die Behausungen niedergebrannt oder innen zerstört und verwüstet, die Menschen bedrängt, verarmt und gedemüthigt.

Dennoch freute sich Alles des neuen Lebens und der frischen Hoffnung. Es war, als wenn eine neue Sonne aufginge, die mit den alten Tagen der Trübsal nichts gemein hätte. Jetzt galt es, des Harms zu vergessen und an Mittel zu denken und Hand anzulegen, um durch Ordnung und Sitte, Fleiß und Thätigkeit wieder die alte Fülle bürgerlichen Wohlstandes hervorzubringen.

Friedberg fand die treuen Herzen wieder, deren Andenken ihn in der anstrengendsten Geschäftigkeit er-muthigt und angefeuert hatte. Die Familie Wendt-land empfing ihn herzlich und dankbar; durch Perthes' Mittheilung hatte man erfahren, daß Friedberg wohl Anspruch erworben hatte, als einer der verdienst-vollsten Bürger der befreiten Reichsstadt angesehen zu werden.

In dem Herzen der von ihm verehrten Jungfrau hatte er sich durch seine Hingebung an sie selber und ihre Verwandte, durch seine beständige Freundschaft und durch seine bescheidenen Huldigungen schon einen Platz erworben; durch seinen Opfermuth, den er für das Gemeinwohl gezeigt hatte, wurde sein Werth in ihren Augen noch bedeutend erhöht.

Als er endlich in sie drang, ihm ihre Hand zu bewilligen, als die Tante ihr dabei vorstellte, sie möchte ihr zukünftiges Lebensglück und eine gesicherte Zukunft nicht von sich weisen um eines lose geknüpften Ver-hältnisses willen, das auf beiden Seiten ohne Zu-sicherung und bindende Kraft geblieben wäre — da

gab Agnes dem Dringen des Bewerbers, der Mahnung der mütterlichen Freundin, und, wenn nicht durchaus dem Zuge ihres Herzens, so doch der reiflichen Ueberlegung nach. Die Familie Wendtland feierte mit dem Sieges- und Freiheitsfeste zugleich die Verlobung von Friedberg und Agnes.

Drei Monate später wurde der „Savelot“ in den Hamburger Hafen gelootet und an Bord desselben befand sich Bruno.

Wendtland's Wohnung war dem jungen Mann aus Agnes' Mittheilungen bekannt und er stieg in einem in der Nähe gelegenen Gasthose ab; ein Militair-
Arzt, mit Namen Werner, der die Reise mit ihm gemacht hatte, nahm mit ihm ein Zimmer gemeinschaftlich.

Es war spät am Nachmittage, als Bruno eintraf; es ließ ihm aber keine Ruhe: er wollte die Geliebte noch heute wiedersehen. Nachdem er sich eine kurze Rast gegönnt und ein wenig durch Speise erquickt hatte, kleidete er sich zum Besuche an. Werner, auf dem Sopha ausgestreckt, sah ihm stillschweigend zu

als er nach langer Zeit wieder seinen Civilrock anlegte, den Cylinder-Filzhut bürstete und aus einer Ecke des Reisekoffers ein Paar Glacéhandschuhe hervorsuchte.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, lieber Freund,“ begann jetzt der junge Arzt, „aber Ihre Kleidung paßt nicht recht zu dem Besuche, den Sie beabsichtigen.“

„Wie meinen Sie das?“

„Nun, glauben Sie, es sei mir, einem Arzte, der Leib und Seele des Menschen zu studiren hat, entgangen, daß Sie einen Besuch bei einer reizenden Dame beabsichtigen; glauben Sie ferner, ich wisse nicht, daß diese Dame Ihnen ganz besonders am Herzen liegt?“

„Und woher wissen Sie das?“

„Ich las es in Ihren Mienen, wenn Sie sich während der Reise zuweilen Ihren eigenen Gedanken überließen. Dann zog ein Schimmer von Freude und Liebe über Ihr Antlitz, ein Ausdruck, den man im Kriegsleben nicht oft wahrnimmt.“

„Das Kriegsleben bildet gerade den Gegensatz zu diesen Gefühlen; das Gesicht erhält allmählig den Ausdruck von Wildheit, im günstigsten Falle von roher Gleichgültigkeit. Ja, Doktorchen, es wäre schön um das Menschenleben, wenn dieser Ausdruck von Glück und Liebe beständig auf unserm Antlitz strahlte.“

„Mag sein! wir Aerzte würden aber dann innerlich und äußerlich wenig auszuflicken haben.“

„Aber,“ fragte Bruno nach einer kurzen Pause weiter, „konnte die liebliche Erinnerung, die Sie auf meiner Stirn lasen, sich nicht ebenso gut auf einen theuren Verwandten wie auf ein geliebtes Mädchen erstrecken?“

„Nein, nein!“ entgegnete Jener; „Sie schauten zuweilen gar zu ungeduldig nach Osten; und als wir im Hafen einfuhren, brannten ihre Wangen. Hätten Eltern oder Geschwister Sie erwartet, so wären Sie sogleich vom Schiffe aus, wie Sie gingen und standen, zu ihnen geeilt. Aber Sie nahmen ein Zimmer im Gasthose, um sich erst äußerlich herzustellen, denn

immer mischt sich die Eitelkeit in die Liebe und das mit Recht. Man muß der Geliebten stets in der gefälligsten Gestalt vor Augen treten. Nehmen Sie es mir also nicht übel, wenn ich mir erlaube, Ihnen meinen neuen Frack, den ich mir in Paris machen ließ, für Ihren Besuch anzubieten! Wir sind von gleichem Wuchse und Sie sehen gewiß ganz anders darin aus, als in Ihrem altmodischen Kandidatenschniepel. Auch Ihre Handschuhe sind nicht gentil; nehmen Sie diese strohgelben! sie werden Ihnen wohl passen.“

Bruno dankte lachend, mußte aber dem gefälligen Begleiter so weit gewähren, daß er sich den neuen Frack anprobirte und so dem Besitzer wenigstens das Vergnügen verschaffte, das modische Fabrikat als Zierde eines schönen jungen Mannes zu bewundern. Er legte ihn jedoch wieder ab, trotz den dringlichsten Vorstellungen seines Reisegefährten.

„So ziehen Sie wenigstens die strohgelben Handschuhe an! sie geben ein höchst apartes Ansehen. Herr, Sie sind ja doch auf Universitäten gewesen und wissen

ja, daß es nichts auf sich hat, wenn man sich einmal eine fremde Decke borgt, um Thee zu reiten.“

Als Bruno schon zu gehen bereit war, fiel es ihm ein, es würde besser sein, sich zuvor bei Agnes anmelden zu lassen. Er wunderte sich, daß er nicht gleich daran gedacht hatte und schickte einen Boten mit seiner Karte ab, worauf er mit Bleistift notirte, ob dem Fräulein sein Besuch genehm wäre.

Der Bote kehrte in kurzer Zeit zurück. Es würde, meldete er, dem Fräulein angenehm sein, wenn Herr Bruno nicht nach sechs Uhr käme, da sie zum Abend ausgebeten sei.

Dieser Bescheid klang seltsam.

„Es ist erst fünf Uhr und ich kann sogleich gehen,“ sagte Bruno und blickte dabei auf den jungen Arzt, der sich wieder harmlos auf den Sopha hingestreckt hatte und auf diese Bemerkung mit einem Seufzer antwortete.

Bruno traf Agnes mit ihrer Tante allein. Der Empfang war freundlich aber besangen. Frau Wendtland hielt nicht lange mit der Mittheilung zurück, daß

Agnes verlobt sei. Bruno erbehte und wünschte lächelnd Glück. Es entstand eine kurze Pause und er hatte seine Fassung wieder gewonnen; es bedurfte für den edelen jungen Mann nur weniger Augenblicke Ueberlegung, um sich zurecht zu finden. Er konnte Agnes keine Vorwürfe machen. Hätte er sie an sich fesseln wollen, so hätte er beim Abschiede eine bindende Erklärung geben müssen; — der Vorwurf traf also ihn allein. Wenn er eine solche Verpflichtung vermieden hatte, so war es ja eben in der Absicht geschehen, die Geliebte in keiner Weise zu binden; wie hätte er dann jetzt ein Recht gehabt, ihr zu zürnen?

Er blickte ihr jetzt ruhig forschend in's Auge, aber wider seinen Willen sprach sein Herz in diesem Blicke die Frage aus: „Warum hast Du mir das gethan?“

Sie erbleichte, aber senkte die Augen nicht, sondern reichte ihm die Hand.

Auf sein Befragen erzählte sie ihm dann in kurzen Worten, auf welche Weise sie mit ihrem Bräutigam bekannt geworden war und in welche Verhältnisse

sie bei ihrer Vermählung eintreten würde. Sie sprach sich offen und unbefangen aus und Bruno konnte aus jedem Worte ersehen, daß keine leidenschaftliche Neigung ihm das holde Mädchen abtrünnig gemacht hatte. Daß seine Briefe sie nicht erreicht hatten, erfuhr er, ohne daß es ihn befremdete. Frau Wendtland fragte ihn darauf über einzelne Begebenheiten aus dem Feldzuge, dann blickte sie nach dem Pianoforte.

„Agnes hat mir erzählt,“ sagte sie, „daß Sie so schön Klavier spielen; wollen Sie uns nicht Etwas vortragen?“

Er stand schweigend auf und rückte den Stuhl an das Instrument. Er spielte einige Stücke und wollte sich dabei in seinem Geiste in die kleine Stube des Pfarrhauses zurückversetzen, wo Agnes so gern seinem Spiele gelauscht hatte, — aber sein Spiel klang ihm kalt und widerlich. Er stand bald auf und sah nach der Uhr.

„Es ist drei Viertel auf sechs Uhr,“ sprach er, ein wenig bitter lächelnd, „Sie wollten ausgehen oder erwarten einen anderen Besuch.“

Beide Frauen schwiegen und er griff nach seinem Hute.

„Werden Sie uns nicht öfter besuchen?“ fragte Agnes.

„Ich bedaure; ich muß schon morgen in der Frühe abreisen.“

Er empfahl sich. Frau Wendtland war kalt und höflich; Agnes sah bleich und gebrochen aus.

Er erreichte schwankenden Schrittes sein Zimmerchen im Gasthose. Werner war ausgegangen.

Das Zimmer war dunkel, aber er ließ kein Licht bringen.

„Ich hatt' eine Liebe,
 Sie war mir lieber als Alles,
 Aber ich hab' sie nicht mehr —
 Schweig, und ertrag' den Verlust!“

Diese Goethe'sche Strophe vergegenwärtigte er sich und suchte ihren Inhalt zu verstehen; er suchte Trost und Stärkung darin, denn wie die Frommen ihr Heil in der heiligen Schrift finden, die in ihrem reichen Gehalte Trostworte für jede irdische Bedrängniß darbietet, so nimmt das jugendlich weltlicher gesinnte Gemüth gern seine Zuflucht zu dem Lieblingsdichter, bei

dem es früher übereinstimmende Neigungen, Gefühle und Gedanken gefunden hat und den es, in Anerkennung des überlegenen Genius, als Lenker und Berather anzusehen geneigt ist.

Bruno streckte sich auf den altmodischen und unbequemen Sopha, der ganz zu dem abgelegenen stillen Gasthofzimmerchen paßte.

Er versetzte sich in die Vergangenheit, auf den Boden, auf den der Mensch fußt, wenn er das Haupt zum Himmel emporrichtet. Denn die Vergangenheit und die Zukunft gehören ihm allein; die Gegenwart theilt er mit dem Thiere.

Er vergegenwärtigte sich noch ein Mal die freundlichsten Scenen in dem stillen Pfarrhause, wo er zuerst das süße wonnige Wehgefühl der Liebe empfunden, aller Scenen, die er sich im unstillen Lagerleben so oft in sein Gedächtniß zurückgerufen hatte. Das Schicksal hatte einen hämischen Strich über diese lieblichen Bilder gezogen. Mit welchem hoffnungsreichen frohen Gefühle war er noch vor wenigen Stunden nach der stürmischen Lebensfahrt in den Hafen ein-

gelaufen und nun fand er, ein zweiter Odyssäus, die Heimstätte seines Herzens und seiner liebsten Gedanken eingenommen von einem fremden Freier, dem er noch obenein das Feld räumen mußte!

Dann, von seinem Einzelwesen auf die Allgemeinheit übergehend, überdachte er die letzten Jahre voll Krieg und Blutvergießen und das Geheimniß des Todes und er mochte beinahe beklagen, daß er nicht gefallen war; und er erinnerte sich der Worte Hiob's: der Mensch geht auf wie eine Blume und fällt ab; fleucht wie ein Schatten und bleibt nicht; — und der Worte des Koheleth: „Da lobte ich die Todten, die schon gestorben waren, mehr als die Lebendigen, die noch das Leben hatten. Und der nicht ist, ist besser daran, denn alle Beide, der des Bösen nicht inne wird, das unter der Sonne geschieht.“

„Alle dieses Kämpfen und Mühen des Menschen,“ sprach Bruno für sich, „bewegt sich nur um die einfachsten Naturtriebe, die das Thier in seiner harmlosen Weise ungehindert erfüllet. Denn was bezweckt der Krieg anders, als dem Menschen Wohnsitz und

freien Lebensgenuß zu sichern und was sind alle unsere Liebesintrigen weiter als consonirende und dissonirende Variationen über das einfache und liebliche Thema, das der glückliche Vogel seinem Weibchen unter dem Laubdache vorzwitschert? Beflagenswerthes Menschengeschlecht, das sich die Güter des Lebens, die dem Thiere zu offenem Genusse vorliegen, mit Schwert und Feuer streitig macht, und den Gattungstrieb nur unter den wunderlichsten geistigen Leiden befriedigen darf!"

Bruno's düstere Gedankenreihe wurde durch die Ankunft seines Stubenkameraden unterbrochen. Dieser zündete Licht an und sah den Kriegs- und Reisegefährten auf dem Sopha liegen.

„Nun?“ fragte er in harmlosem, heiterem Tone, „ist Alles gut abgelaufen?“

Bruno zuckte die Achseln.

„Ha! ich verstehe!“ sprach Tener. „Ha! ich verstehe!“ wiederholte er nach einer Pause. „Dieselben Worte hörte ich in der Pariser Oper von dem ersten Tenoristen Crescentini mit unnachahmlichem Ausdrucke:

Er kehrt aus dem Kriege zurück und preist in einem schmetternden, jauchzenden Liede die Freuden des Soldatenlebens. Die Bekannten, die Freunde umringen ihn, begrüßen ihn und schütteln ihm die Hand. Aber er vermißt das Mädchen seines Herzens. Suchend schaut er nach ihr um; dann legt er die Hand an die Stirn und spricht nach kurzem Besinnen: Ha, ich verstehe, ich begreife! Und dann schmetterte er wieder sein Freudenlied, lauter als vorhin, aber mit einem solchem Ausdruck von verhaltenem Schmerz, daß Einem das Herz blutete.“

„Crescentini ist ausgezeichnet,“ sagte Bruno, indem er willig dem Gespräche eine andere Wendung gab. „Napoleon hatte ihn von Wien berufen. Ich sah ihn in der Oper Romeo und Giulietta von Zingarelli; er sang mit so wundervollem Ausdruck, daß ich fast zu Thränen gerührt wurde.“

Die Unterhaltung erging sich nun eine Zeit lang über Musik und den Zustand der Oper in Paris.

„Die Musik wohnt nicht bloß den sanften und guten Gemüthern inne,“ sagte Bruno; „sie huldigt

außerdem auch den verderblichen Leidenschaften und wir haben die Musiker stets in der ersten Reihe der Künstler gesehen, die der Tyrannei ihre Huldigungen darbrachten. Der Mensch mißbraucht Alles, auch die himmlischen Künste. Ich selber ließ mich oft durch die Klänge der Militairmusik zu verdoppeltem Kampfesmuthe anfeuern und doch sagte ich mir, daß man die Musik vom Schlachtfelde fern lassen sollte."

"Napoleon selber war ein großer Musikfreund," sprach Werner.

"Oder er gab vor, es zu sein, ebenso wie er auch die anderen Künste benutzte, theils um seinen Glanz zu erhöhen, theils um die Massen nach seinem Willen zu leiten. Welche Kräfte hat er nicht in Poeten und Musikern wach gerufen, als es ihm galt, die französischen Heere auf Spanien zu hegen!"

"Ganz recht!" erwiderte Werner; "was Sie anführen, beweist aber nur, daß der Vorwurf, den Sie den Musikern machten, die Dichter in nicht minderm Grade trifft. Diese Schöngeister sind stets bei der Hand, wenn es darauf ankommt, den Mächthabern

Weihrauch zu streuen. Uebrigens verträgt sich der Sinn für die schönen Künste ganz wohl mit einer Natur, wie sie der gestürzte französische Kaiser besaß. Jedenfalls sind wenige ausgezeichnete Musiker seinem Scharfblicke und seiner Bevorzugung entgangen. Die Revolution hatte die Musik in Frankreich aller Hülfquellen beraubt und die Oper mußte erst wiedergeboren werden. Er brachte den darbenden Piccini wieder zu Ehren, berief Paesello aus Neapel, trug Lesueur auf, das Konservatorium zu gründen, zog Crescentini nach Paris und öffnete Spontini seine ruhmreiche Laufbahn. Dabei beschränkte er aber seine Vorliebe nicht auf die italienische Musik, sondern war auch nicht unempfänglich für die Reize der französischen Tonkunst und Gretry hat es ihm zu verdanken, daß seine verschollenen Opern wieder mit neuem Enthusiasmus aufgenommen wurden.“

Werner hörte mit Bedauern aber ohne sich zu verwundern, daß Bruno schon am andern Tage wieder abreisen wollte. Er selber hatte sich vorgenommen, das anziehende und ergöbliche Leben, welches die alte

Handelsstadt nach ihrer Herstellung darbot, noch einige Wochen zu genießen.

Bruno beschränkte sich vor seiner Abreise auf einen Ausgang. Er ging noch ein Mal an Agnes' Wohnung vorüber.

Frau Wendtland stand am Fenster. Sie erwiderte seinen Gruß und wendete sich dann nach dem Innern des Gemachs; es kam ihm vor, als ob sie Agnes gerufen hätte und diese sich im Hintergrunde zeigte, um ihn vorübergehen zu sehen. Er ging festen und stolzen Schrittes, wie der römische Gladiator vor dem Cäsar vorüber schritt. Als er eine Strecke weiter gekommen war, stieß er auf einen Trupp Matrosen. Sie sangen:

Ich kam vom Walde hernieder,
Da stand noch das alte Haus,
Mein Liebchen sie schaute wieder
Wie sonst zum Fenster hinaus.

Sie hat einen Andern genommen,
Ich war draußen in Schlacht und Sieg,
Nun ist Alles anders gekommen,
Ich wollt', es wär' erst wieder Krieg.

„Das Gefühl getäuschter Liebe scheint ein wesentlicher Theil des Menschengeschicks zu sein,“ dachte Bruno, als er diese holde Klage von Liebesleid aus den rauhen Kehlen vernahm. „Eine Menge unserer Volkslieder sprechen dasselbe Weh aus. Es wäre thöricht, wenn ich mich nicht in das allgemeine Loos des Menschengeschlechts fügen wollte.“

Ende des zweiten Bandes.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** sind ferner folgende Werke erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Moderne Freier.

Roman

von

Erwin Schlieben.

2 Bde. 8. Geh. Preis 2 Thlr 15 Sgr.

Carl Sand und seine Freunde.

Roman

von

Max Ring.

4 Bde. 8. Geh. 6 Thlr.

Der Bildschnitzer vom Achensee.

Roman

von

Robert Schweichel.

3 starke Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** sind ferner folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Brüder.

Roman

von

Heinrich Noë.

3 Bde. 8. Geh. Preis 4 Thlr.

Die Erlöserin.

Roman

von

Fanny Lewald.

3 starke Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Die armen Reichen.

Roman von

Maurus Jókai.

Aus dem Ungarischen überseht von einem Landsmann
und Jugendfreunde des Dichters.

Autorisirte Ausgabe.

3 Bde. 8. Geh. 4 Thlr.

Im Verlage von **Otto Danke** in **Berlin** sind ferner folgen-
de Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die letzte Reckenburgerin.

Roman

von

Louise von François.

Zweite Auflage.

2 Theile in 1 Bände. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Frau Erdmuthens Zwillingssöhne.

Roman

von

Louise von François.

2 Bde. 8. Geh. Preis 3 Thlr.

Montroyal.

Eine Erzählung von der Mosel

von

Ernst Pasqué.

2 Bde. 8. Geh. Preis 4 Thlr.

